

# DENKMALPFLEGE IN BADEN-WÜRTTEMBERG

NACHRICHTENBLATT DES LANDESDENKMALAMTES • 1/1999



# Inhalt

---

<b>Dieter Planck</b>	Jahresrückblick 1998	<b>1</b>
<b>Rainer Laun/Rudolf Pörtner</b>	Die Instandsetzung der „Hühnerfautei“ im ehemaligen Zisterzienserkloster Schönau	<b>7</b>
<b>Barbara Scholkmann/ Tilmann Marstaller/Anke Scholz</b>	Das älteste Fachwerkhaus in Reutlingen	<b>22</b>
<b>Günter Kolb</b>	Zur Wiedereinweihung von Schloß Gomaringen	<b>27</b>
<b>Stefan Uhl</b>	Ein Fachwerkgebäude des frühen 14. Jahrhunderts auf Schloß Gomaringen	<b>34</b>
<b>Judith Breuer</b>	Der „Mühlhof“ zu Oberstenfeld Ein Aufruf zu seiner Erhaltung durch passende Nutzung	<b>39</b>
<b>Rupprecht Lucke</b>	Taubenhäuser als Baudenkmale	<b>43</b>
<b>Ulrike Plate</b>	Die Altstadt Durlachs als Gesamtanlage	<b>48</b>
<b>Petra Wichmann</b>	Apotheke sucht Apotheker Die historische Stadtapotheke in Radolfzell am Bodensee ist anschaulich überliefert	<b>53</b>
<b>Ralf Baumeister/Andreas Hensen</b>	Archäologie im Wieslocher „Dörndl“	<b>55</b>
	Resolution des Deutschen Nationalkomitees für Denkmalschutz Schutz und Pflege des Kulturellen Erbes brauchen wirksame Gesetze und steuerliche Förderung	<b>60</b>
	Ausstellungen	<b>62</b>

## Titelbild

Schönau. Blick über die Einfriedungsmauer des Gartens vor dem ehemaligen Herrenrefektorium auf die Nordseite der Hühnerfautei. Zustand Dezember 1998 mit den bemusterten Eckquadern und Laibungen.

Diese Ausgabe enthält eine Beilage der Denkmalstiftung Baden-Württemberg.

## DENKMALPFLEGE IN BADEN-WÜRTTEMBERG

Nachrichtenblatt des Landesdenkmalamtes Baden-Württemberg  
Herausgeber: Landesdenkmalamt Baden-Württemberg, Mörikestraße 12, 70178 Stuttgart · Verantwortlich im Sinne des Presserechts: Präsident Prof. Dr. Dieter Planck · Schriftleitung: Dr. S. Leutheußer-Holz · Stellvertreter: Dr. Christoph Unz · Redaktionsausschuß: Dr. H. G. Brand, Dr. J. Breuer, Prof. Dr. W. Stopfel, Dr. M. Untermann, Dr. P. Wichmann, Dr. J. Wilhelm · Produktion: Verlagsbüro Wais & Partner, Stuttgart · Druck: Süddeutsche Verlagsgesellschaft, Nicolaus-Otto-Straße 14, 89079 Ulm-Donautal · Postverlagsort: 70178 Stuttgart · Erscheinungsweise: vierteljährlich · Auflage: 20 000 · Gedruckt auf holzfreiem, chlorfrei gebleichtem Papier · Nachdruck nur mit schriftlicher Genehmigung des Landesdenkmalamtes. Quellenangaben und die Überlassung von zwei Belegexemplaren an die Schriftleitung sind erforderlich. Bankverbindung: Landesoberkasse Baden-Württemberg, Außenstelle Stuttgart, Baden-Württembergische Bank Stuttgart, Konto 10 54 633 100 (BLZ 600 200 30). Verwendungszweck: Spende LDA, Kz. 98300 3100 1005. · Bei allen Fragen des Bezugs, z.B. bei Adressenänderung, wenden Sie sich bitte direkt an Frau Glass-Werner (Tel. 0711/1694-549, vormittags).

Das erste Editorial jedes neuen Jahrganges unseres Nachrichtenblattes ist dem Rückblick ins vergangene Jahr vorbehalten. So möchte ich den Leserinnen und Lesern unserer Zeitschrift einen kurzen Einblick in die Arbeit der Denkmalpflege und ihre Rahmenbedingungen 1998 geben. Sie werden feststellen, daß Denkmalpflege fest in die Kulturpolitik des Landes eingebunden ist.

Dennoch deutet sich ein schwerwiegender Einschnitt in unsere tägliche Arbeit an: die geplante Abschaffung des sogenannten Devolutiveffektes. Das bedeutet, die Unteren Denkmalschutzbehörden und das Landesdenkmalamt haben nicht mehr die Pflicht, in erster Instanz einvernehmlich Entscheidungen zu treffen, wie dies bisher der Fall war. Die Landesregierung hat diese Veränderung der Rahmenbedingungen bereits im Sommer 1997 beschlossen. Sollte es zum Vollzug dieses Beschlusses kommen, besteht die Gefahr, daß denkmalpflegerische Entscheidungen zu stark nach örtlichen oder regionalen Gesichtspunkten getroffen werden. Eine landeseinheitliche Denkmalpflege ist unseres Erachtens nach nur dann möglich, wenn in der ersten Instanz jeder der Partner weiß, daß noch die Möglichkeit einer Abwägung auf höherer Ebene besteht.

Inzwischen haben viele Gespräche stattgefunden, und es sind konstruktive Gegenvorschläge gemacht worden. So ist zu hoffen, daß Regelungen geschaffen werden, die auch weiterhin eine verpflichtende Einbindung des Landesdenkmalamtes in den Abwägungsprozeß gewährleisten.

Ich appelliere an alle Verantwortlichen bei den bevorstehenden Beratungen, der Landesbehörde für Denkmalschutz das nötige Gewicht zu be-

lassen, denn sie entscheidet fachlich fundiert, nach einheitlichen konservatorischen Gesichtspunkten. Geschieht dies nicht, werden in Zukunft so viele verschiedene Entscheidungen zu Denkmälern im Lande gefällt werden, wie wir Untere Denkmalschutzbehörden haben. Derzeit gibt es in Baden-Württemberg die beachtliche Zahl von 199 Unteren Denkmalschutzbehörden, die die rechtliche Seite, aber nur sehr eingeschränkt auch die fachliche Seite abdecken können. Die verantwortlichen Politiker in unserem Lande sollten klar zu erkennen geben, daß sie der Denkmalpflege und dem Denkmalschutz in Baden-Württemberg auch in Zukunft eine hohe Priorität beimessen.

Das Jahr 1998 hat im Bereich der Finanzen, insbesondere was die Zuwendungen zum Erhalt von Baudenkmalen betrifft, geringfügige Verbesserungen erbracht. Trotzdem sind wir gerade in diesem Bereich gezwungen, nur noch dort Zuschüsse zu gewähren, wo eine akute Gefährdung des Bestandes oder von Teilen der Originalsubstanz besteht. Deutlich erhöht – und damit früheren Jahren angeglichen – wurden die Mittel für Aufgaben der Öffentlichkeitsarbeit und für die Gutachten im Bereich der Bau- und Kunstdenkmalpflege. Das gilt auch für die finanzielle Ausstattung der archäologischen Denkmalpflege und, darin eingeschlossen, die Mittel für die wissenschaftlichen Aufgaben des Landesdenkmalamtes. Anlässlich der Eröffnungsveranstaltung des „Tages des offenen Denkmals 1998“ hat der Wirtschaftsminister des Landes, Dr. Walter Döring, deutlich gemacht, daß er sich dafür einsetzen werde, die momentan reduzierten Mittel für Denkmalpflege, die aus den Wetteinnahmen des Landes stammen, dem Umfang von 1996 anzupassen.

Die Toto-Lotto GmbH feierte 1998 ihr 50-jähriges Jubiläum. Ein Teil des Gewinnes aus den Toto-Lotto-Einnahmen des Landes kommt der Denkmalpflege zugute. Diese Regelung wurde in Baden-Württemberg schon im Jahre 1958 gesetzlich festgeschrieben. Sie bildet für uns seit dieser Zeit eine wichtige Grundlage unserer Arbeit. Die Zuschüsse an Denkmaleigentümer wie auch die gesamte wissenschaftliche Arbeit und die Durchführung der archäologischen Rettungsgrabungen werden dadurch ermöglicht – und nicht etwa durch Steuergelder finanziert! Wir hoffen und wünschen, daß auch in den nächsten 50 Jahren mit dieser Regelung der Denkmalpflege eine gesicherte finanzielle Grundlage bleiben wird, die es ihr ermöglicht, ihre Arbeit in der gebotenen Qualität durchzuführen.

Die im Rahmen der Denkmalpflege gewährten Zuschüsse führen zu einem Vielfachen an Investitionen, die vor allem dem Handwerk, der Bauindustrie und den spezialisierten freien Restauratoren zugute kommen.

Um auch der Bevölkerung klar zu machen, welche Bedeutung der Denkmalpflege zukommt, ist uns Öffentlichkeitsarbeit ein wichtiges Anliegen. Die Zeitschrift „Denkmalpflege in Baden-Württemberg“ ist eines unserer wichtigsten Instrumente, um Ansichten und Ziele der Denkmalpflege zu vermitteln. Sie erscheint in einer Auflage von über 20 000 Exemplaren und wird kostenlos an Interessenten und Institutionen verschickt. Man könnte noch mehr für einen verbesserten Informationsfluß zwischen Denkmalamt und Öffentlichkeit tun. Ich denke dabei vor allem an Pressetermine und Gespräche vor Ort.

Im vergangenen Jahr erschien eine Reihe von Faltblättern, die in handlicher Form z. B. über die fertiggestellte Gedenkstätte in der Synagoge in Baisingen bzw. über archäologische Denkmäler informiert. Darüber hinaus bieten die zahlreichen wissenschaftlichen und an interessierte Laien gerichteten Publikationen unseres Hauses Einblicke in die Ergebnisse unserer Arbeit sowohl im Bereich der Bau- und Kunstdenkmalpflege, wie auch der archäologischen Denkmalpflege und der Inventarisierung. Erst vor wenigen Wochen konnte das letzte Heft des Ortskernatlas' über die Bur-

genstadt Vellberg im Kreis Schwäbisch Hall der Öffentlichkeit präsentiert werden. Wir hoffen, mit Unterstützung zahlreicher Kolleginnen und Kollegen unseres Hauses, im kommenden Jahr erstmals mit einem Band der Denkmaltopographie an die Öffentlichkeit treten zu können. Eine Publikation, die sowohl den Ortskernatlas, wie auch die Darstellung der Einzeldenkmale von der Urgeschichte bis zur Neuzeit, den archäologischen Stadtkataster und eine Bewertung der Denkmallandschaft enthalten wird. Erfahrungen in anderen Bundesländern haben gezeigt, wie wichtig eine solche Darstellung durch die zuständige Fachbehörde ist. Sie bildet eine solide Grundlage für die Stärkung des Denkmalbewußtseins in der Öffentlichkeit, für die praktische Arbeit der Denkmalpflege und für den Vollzug des Denkmalschutzgesetzes.

Im Bereich der Bau- und Kunstdenkmalpflege konnten 1998 – bei nach wie vor nur eingeschränkt zur Verfügung stehenden Fördermitteln – Instandsetzungs- und Restaurierungsmaßnahmen vorrangig an gefährdeten Kulturdenkmalen begonnen oder abgeschlossen werden. Auf einige besonders wichtige Beispiele soll hier in aller Kürze eingegangen werden.

Der Ort Schönau im Rhein-Neckar-Kreis geht auf das 1142 im dortigen Steinachtal gegründete gleichnamige Zisterzienserkloster zurück. Im Anschluß an die Reformation sind sämtliche Klostergebäude zerstört worden, mit Ausnahme des Herrenrefektoriums und der sog. Hühnerfautei. Das zuletzt genannte Gebäude zählt zu den seltenen Zeugnissen hochmittelalterlicher Profanarchitektur. Vermutlich befand sich hier der Sitz des pfälzgräflichen Vogtes. Das zuletzt unbewohnbare, durch frühere bauliche Eingriffe statisch gefährdete und heruntergekommene Steingebäude aus dem Jahre 1251 (d) wurde 1982–86 zunächst durch die Mittelalterarchäologie des Landesdenkmalamtes bauhistorisch untersucht. In einem längeren Meinungsbildungsprozeß haben sich die Stadt Schönau als Eigentümerin und das Landesdenkmalamt auf eine behutsame Instandsetzung verständigt, bei der sowohl auf eine schöne Rekonstruktion als auch auf eine intensive Nutzung verzichtet wurde. Das Herzstück des Gebäudes, ein kleiner Saal, soll künftig einer multi-

funktionalen öffentlichen Nutzung dienen. Nachdem die Finanzierung der Instandsetzung (2 Millionen DM, ohne Einrichtung) gesichert war, zu der die Denkmalstiftung Baden-Württemberg und das Landesdenkmalamt erhebliche Fördermittel beisteuerten, begann 1995 die Sanierung. Bei der Restaurierung der Raumschalen, deren Befunde und Zustände sorgfältig dokumentiert wurden, konnte der Anwendung historischer Techniken und Materialien ein besonderes Augenmerk gewidmet werden. Im Gegensatz zum Äußeren waren im Inneren noch großflächig Originalputze mit zum Teil farbiger Bemalung erhalten, die allesamt gesichert und ergänzt wurden. Mit der jetzt nahezu abgeschlossenen Instandsetzung ist es gelungen, die Authentizität des hochmittelalterlichen Profanbaus zu bewahren und seine Existenz dauerhaft zu sichern.

Das Wasserschloß Glatt bei Sulz am Neckar (Kreis Rottweil) geht im Kern auf das 14. Jahrhundert zurück, als sich die Herren von Neuneck im unteren Tal der Glatt niederließen. Die heutige Renaissanceanlage vermittelt exemplarisch und gestalterisch beeindruckend den Entwicklungsschritt von einer mittelalterlichen Burg zum repräsentativen Residenzschloß. Die Dreiflügelanlage, deren vierte Seite durch die verbliebene mittelalterliche Schildmauer abgeschlossen wird, entstand nach 1533 – allerdings noch ohne das oberste Geschoß. Damals wurde auch die qualitätvolle und originelle Fresko-Malerei in Rottönen auf weißem Grund am Außenbau in Auftrag gegeben. Nach der Übernahme des Schlosses durch das Kloster Muri (1706) erfolgte die Aufstockung der drei Flügel und eine neue zeitgemäße Farbfassung der gesamten Fassaden, vor allem an den Fenstern und Gebäudedecken (die sog. Weißfassung). 1970 kaufte die damalige Gemeinde Glatt die instandsetzungsbedürftige Schloßanlage vom Haus Hohenzollern und begann mit ersten Sicherungsarbeiten. Im Rahmen des Schwerpunktprogrammes der Landesregierung konnte bis 1991 eine nutzungsneutrale Sicherung der gefährdeten Substanz, insbesondere der wertvollen zweischichtigen Farbfassungen am Außenbau durchgeführt werden. Gemäß dem konservatorischen Konzept wurde – nach Sicherung beider Fassungen – die „Weißfassung“ als jüngste künst-



■ 1 Das Wasserschloß Glatt, Stadt Sulz, Kr. Rottweil.

lerische Gestaltung des Außenbaus sichtbar belassen, und an wenigen Stellen zeigt sich, quasi als „Fenster in die Geschichte“, die sehr dekorative Renaissancemalerei. Die langfristige Erhaltung dieses bedeutenden und derzeit überwiegend leerstehenden Kulturdenkmals soll durch die Einrichtung eines Kultur- und Museumszentrums gewährleistet werden. Mittlerweile konnte nach Förderzusagen der Deutschen Stiftung Denkmalschutz in Bonn und des Landesdenkmalamtes mit den Instandsetzungs-, Restaurierungs- und Ausbaurbeiten im Inneren des Schloßkomplexes bei einem Gesamtkostenvolumen von etwa 3 Millionen DM begonnen werden.

Das Weberzunftthaus in Wangen im Allgäu veranschaulicht für Südwestdeutschland auf einzigartige Weise das zünftische und gesellschaftliche Festleben im Spätmittelalter und der frühen Neuzeit. Die große Trinkstube wurde über einer offenen Halle 1476 an ein bestehendes Bürgerhaus so angebaut, daß der stützenfreie Saal von drei Seiten belichtet wird. Einmalig ist die Ausmalung des Zunftsaales in der heute wieder sichtbaren Fassung. Sie entstand allerdings erst, als sich das Gebäude bereits in städtischem Besitz befand. Tiefgreifende Umbaumaßnahmen infolge einer nicht adäquaten Umnutzung wirkten sich verheerend auf den Baubestand aus. Von der ehemals prächtigen Ausmalung waren nur noch Fragmente schemenhaft erkennbar. Denkmalpflegerisches Ziel

der Instandsetzung war es, das Denkmal als authentisches Dokument historischer Zusammenhänge möglichst unversehrt für kommende Generationen zu erhalten. Am Anfang mußten umfangreiche und komplizierte Sicherungs- und Instandsetzungsmaßnahmen an den Außenwänden und dem Tragwerk durchgeführt werden. Die am Bestand orientierte Neunutzung des Gebäudes für die Volkshochschule und andere Einrichtungen ermöglichte den nahezu vollständigen Erhalt aller wesentlichen Raumstrukturen aus der Nutzungsphase als Weberzunftthaus. Im Respekt vor der Wertigkeit

■ 2 Zunftemblem der Weber im Weberzunftthaus von Wangen im Allgäu.





■ 3 „Schwarzer Hof“ in Ingelfingen, Hohenlohekreis, Innenhof.

der historischen Substanz wurde ganz bewußt auf eine komplette Rekonstruktion der Malereien einschließlich der Wiederherstellung ihrer ehemaligen Farbigkeit verzichtet. Vielmehr wurde versucht, durch Schließen der Putzwunden und durch unterstützende Retusche vorhandene Fehlstellen so weit zu überbrücken, daß die Renaissance-Malerei erfahrbar und wieder lesbar wird. Die im Jahr 1998 abgeschlossene Gesamtmaßnahme, die wesentlich aus Fördermitteln der Denkmalstiftung Baden-Württemberg, der Deutschen Stiftung Denkmalschutz und des Landesdenkmalamtes erfolgte, bedeutet die langfristige Sicherung dieses bedeutenden Kulturdenkmals.

Der „Schwarze Hof“ in Ingelfingen zählt zu den herausragenden Fachwerkbauten der Renaissance im Hohenlohekreis. Das einstige Stadtpalais des Seyfried von Mühlen aus dem Jahre 1598 zeichnet sich durch einen malerischen Innenhof mit farbig gefaßten Zierfachwerkfassaden und Laubengängen aus, durch eine hohe Überlieferungsqualität der Innenstruktur sowie durch die in vielen Räumen vorhandene Fachwerkbemalung des 16. Jahrhunderts. Trotz erheblicher Anstrengungen seitens der Kommune und des Landesdenkmalamtes konn-

te in den letzten Jahren kein privater Investor gewonnen werden, der dieses nahezu leerstehende und dringend sanierungsbedürftige Kulturdenkmal erwerben, instandsetzen und umnutzen wollte. In dieser Situation hatte sich die Stadt Ingelfingen zu einem Rettungskauf entschlossen. Auf der Basis eines breit gefächerten Finanzierungskonzeptes (Eigenmittel, Städtebauförderung, Ministerium für Ländlichen Raum, Ausgleichsstock, Denkmalstiftung Baden-Württemberg und Landesdenkmalamt) konnte in einem ersten Abschnitt nun endlich mit der dringend erforderlichen Dachinstandsetzung begonnen werden. Das Konzept mit einem Kostenvolumen von rund 6 Millionen DM sieht die Gesamtinstandsetzung, die Konservierung und Restaurierung von Ausmalung und Ausstattung sowie den Umbau des „Schwarzen Hofes“ zu einem Kulturhaus vor.

Der Archäologischen Denkmalpflege standen 1998 insgesamt 7 Millionen DM für die Durchführung von Rettungsgrabungen und deren Auswertung zur Verfügung. Das bedeutete nach dem finanziellen Einbruch von 1996/1997 wieder die Rückkehr zu einer geregelten Arbeit hinsichtlich der Bergung und Sicherung gefährdeter Kulturgüter. Aus der großen Zahl archäologischer Rettungsgrabungen seien hier stellvertretend einige genannt. So konnte bei Nußloch im Rhein-Neckar-Kreis eine mittelpaläolithische Sta-

tion mit einer hervorragenden, einmaligen Stratigraphie entdeckt und in Teilen untersucht werden. Die Grabung wird 1999 fortgesetzt. Die Untersuchungen in der großen bandkeramischen Siedlung in Vaihingen/Enz, Kr. Ludwigsburg, erbrachten weitere überraschende Ergebnisse. Bei der Auswertung ergaben sich wichtige Fragen zur Klärung des Übergangs von der Mittelsteinzeit in die Jungsteinzeit. In Lauda-Königshofen (Main-Tauber-Kreis) konnte ein schnurkeramischer Friedhof entdeckt und in Teilen untersucht werden. Es ergaben sich neue Erkenntnisse für die Beurteilung der Bestattungssitten jener Zeit. Besonders überraschend war die Entdeckung einer Pfahlbausiedlung im Federseegebiet aus der frühen Keltenzeit. Zum ersten Mal gelang es, eine Siedlung jener Epoche im Feuchtbereich mit allen Möglichkeiten der naturwissenschaftlichen Auswertung zu entdecken und in Teilen auszugraben. Beim Straßenbau konnte in Rottweil ein Grabfund der frühen Keltenzeit mit Gürtelblech freigelegt werden. Ebenso ergaben die Untersuchungen im Umfeld des Hochdorfer Fürstengrabhügels neue Entdeckungen. Sie werden 1999 fortgesetzt. Ein Schwerpunkt der archäologischen Rettungsgrabungen lag 1998 im Bereich der Oberen Donau. So konnte bei Mengen-Ennetach im Kreis Sigmaringen eine spätkeltische Viereckschanze mit Funden aus der Stufe Latène LT D2 und damit der Anschluß an das frühromische Kastell auf dem Ennetacher Berg erreicht werden. Dort gelang es bei Ausgrabungen, neben dem römischen Kastell, auch Teile einer bronzezeitlichen Befestigung zu untersuchen. In Nordheim, Kr. Heilbronn, wurde die Rettungsgrabung in der zweiten Viereckschanze im Spätherbst begonnen. Die Untersuchungen dauern an.

Aus römischer Zeit standen vor allen Dingen die Grabungen am Stadtrand von Rottenburg am Neckar, Kr. Tübingen, dem ehemaligen Sumelocenna, im Mittelpunkt des Interesses. Hier konnten große Reste der mächtigen Stadtbefestigung aus dem 2. nachchristlichen Jahrhundert und ein großer, bisher unbekannter römischer Tempelbezirk entdeckt und ausgegraben werden. In Lahr-Dinglingen, Ortenaukreis, wurden die Untersuchungen in der römischen Siedlung fortgesetzt. In Enzberg, Bad Rappenau-Babstadt, Kr. Heilbronn, sowie in Obern-

dorf-Bochingen, Kr. Rottweil, wurden Untersuchungen in römischen Gutsanlagen durchgeführt.

In Herrenberg, Kr. Böblingen, und Calw-Stammheim wurden Grabungen in alamannisch-fränkischen Friedhöfen durchgeführt. In Lauchheim im Ostalbkreis ergab die Siedlungsgrabung in der bekannten alamannischen Siedlung wichtige Ergänzungen des Dorfplanes.

Im großen Reigen mittelalterlicher Grabungen ist an die Untersuchung in Ulm-Grüner Hof mit vorstädtischen Siedlungsresten zu erinnern. Außerdem konnten Grabungen im Kloster Gnadental (Kr. Schwäbisch Hall) durchgeführt werden.

In den letzten Jahren hat sich auf dem Gebiet der archäologischen Rettungsgrabungen und der unmittelbar damit zusammenhängenden wissenschaftlichen Auswertung der Befunde eine enorme Veränderung, insbesondere der technischen Möglichkeiten, vollzogen. Damit die Landesarchäologie mit der Entwicklung der archäologischen Denkmalpflege in Europa Schritt halten kann, bedarf es in den nächsten Jahren einer grundlegenden Fortentwicklung der Arbeitsmethoden unter Einbeziehung aller technischen Fortschritte. Dies möchte ich mit zwei Beispielen kurz umreißen: Der Einsatz des Computers und der damit verbundenen technischen Möglichkeiten an kartographischer Dokumentation und Planerfassung eines archäologischen Befundes ist heute so weit entwickelt, daß wir unmittelbar

nach Abschluß einer Grabung den fertigen Plan und das gesamte Fundinventar vorliegen haben. Eine Arbeit, die bis vor kurzem noch Monate und Jahre in Anspruch genommen hat.

Ein anderer Aspekt ist die Entwicklung der naturwissenschaftlichen Disziplinen. Heute können wir mit Hilfe eines breiten Fächerangebots die Ergebnisse archäologischer Forschungen in vielfältiger Weise auswerten und so umfassende Bilder der Rekonstruktion der Lebensverhältnisse des frühen Menschen und seiner Umwelt erarbeiten. Gerade die Ausgrabungen im Federseegebiet, mit ungewöhnlich gutem Erhaltungszustand, stellen eine einmalige Fundsituation dar. Der Einsatz moderner Technik ist aber nur möglich, wenn das Landesdenkmalamt finanziell so ausgestattet ist, daß es am technischen Fortschritt Anteil nehmen kann. Die moderne Technik zur Dokumentation und Auswertung führt heute nicht nur zu erheblichen finanziellen Einsparungen. Sie erlaubt uns auch schneller unserer Pflicht nachzukommen, eine Grabung wissenschaftlich auszuwerten. Erst wenn dies geschehen ist, sind die Ergebnisse unserer Arbeit Forschung und Öffentlichkeit national und international zugänglich.

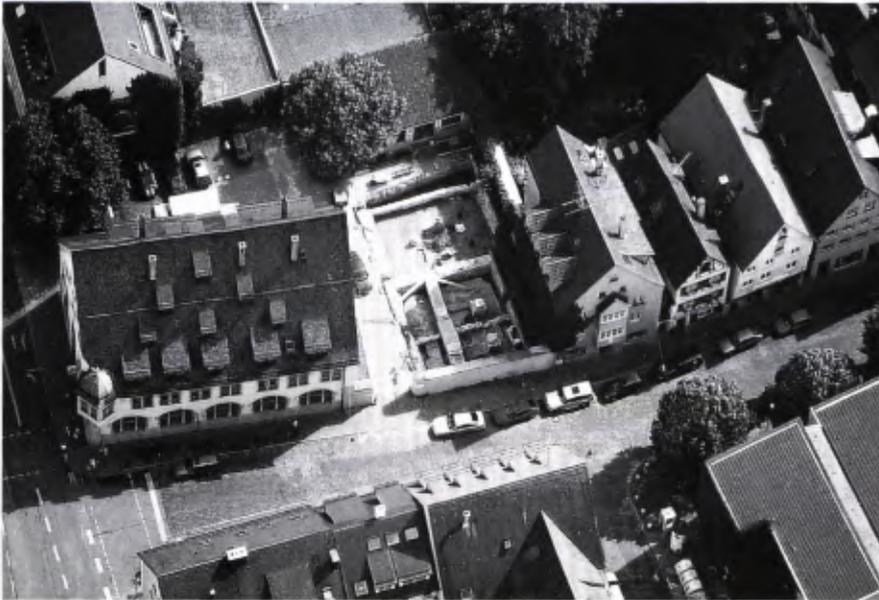
Der Landesarchäologie in Baden-Württemberg ist ein großer Bestand an herausragenden Denkmälern anvertraut: Hochkarätiges aus allen Epochen der Vor- und Frühgeschichte und des Mittelalters. Was mit diesen Denkmälern geschieht, ob sie unerkannt oder durch unerlaubte Raub-



■ 4 Grabung in der spätkeltischen Viereckschanze bei Mengen-Ennetach.



■ 5 Architekturteile im Steinkeller der römischen Villa bei Bochingen, Stadt Oberndorf/Neckar, Kr. Rottweil.



■ 6 Ulm, Grabung Areal Frauenstraße 23 im Bereich der 1522 errichteten Kapelle des Kaisheimer Pflerhofes.

Grabungen zerstört oder aber einer systematischen archäologischen Forschung zugeführt werden können, dies hängt von den Möglichkeiten und der Ausstattung der archäologischen Denkmalpflege ab. Die Sicherung des Denkmals im Boden durch die Ausweisung von Grabungsschutzgebieten oder durch die Bildung von archäologischen Schutzzonen, sogenannten archäologischen Reservaten, ist heute zweifellos die wichtigste Aufgabe der archäologischen Denkmalpflege. Eine Ausgrabung, auch mit den modernsten Methoden durchgeführt, stellt im Grunde eine Zerstörung dar, die das archäologische Denkmal und damit die historische Quelle nur noch bedingt für die nachfolgenden Generationen erforschbar macht. Die Zukunft wird neue wissenschaftliche Fragestellungen aufwerfen, und neue technische Methoden werden weitgehende Erkenntnisse zu Tage fördern. Zwar sind es die Grabungen und ihre oft spektakulären Ergebnisse, die die archäologische Denkmalpflege ins Licht der Öffentlichkeit stellt, ihre wichtigste Aufgabe aber ist der Schutz der Bodendenkmale.

Baden-Württemberg ist neben den Küstenländern das Bundesland, das die meisten Unterwasserdenkmale besitzt. Im Bodensee und in den Seen und Mooren Oberschwabens existiert noch eine Vielzahl von archäologi-

schen Fundstätten, die aufgrund ihrer Erhaltungsbedingungen mit zu den wichtigsten Europas zählen. Seit Jahren haben wir mit Sondermitteln den Erwerb archäologischer Reservatflächen gemeinsam mit den Naturschutzbehörden durchführen können. Bis heute sind 310 ha des Federseemoores erworben und somit für die archäologische Denkmalpflege und den Naturschutz gesichert. Ein Betrag von 5,2 Millionen DM ist hier aufgewendet worden.

Der „Tag des offenen Denkmals 1998“ lockte im letzten Jahr Zehntausende Besucher an. Die Eröffnungsveranstaltung in Bad Buchau war zum ersten Mal den Aufgaben und Zielen der archäologischen Denkmalpflege gewidmet. Am Beispiel des Federseegebietes konnte eine vorbildliche Zusammenarbeit zwischen archäologischer Denkmalpflege und Naturschutz vorgestellt werden. Die intensive Nutzung und die Absenkung des Grundwasserspiegels bedroht am Federsee Pflanzen- und Tierwelt ebenso wie die einmaligen archäologischen Denkmale. Um der Zerstörung vorgeschichtlicher Siedlungen entgegenzuwirken und für Fauna und Flora Lebensräume zu erhalten, wurden um 1990 neue Konzepte für eine Ausweitung der Naturschutzgebiete und die Bildung archäologischer Reservate entwickelt.

Im vergangenen Jahr wurde über die Unterbringung der Dienststellen des Landesdenkmalamtes, insbesondere an den Standorten Stuttgart, Tübingen und Freiburg, eingehend diskutiert.

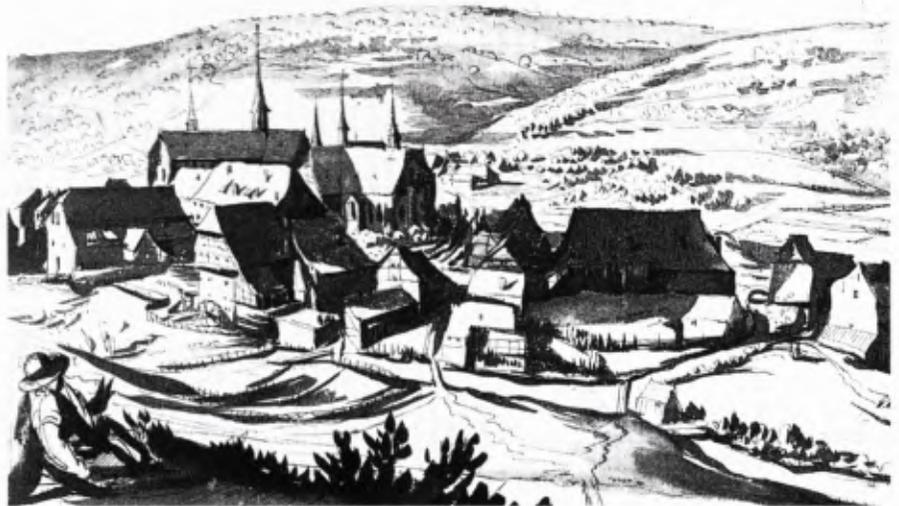
Die Organisationsuntersuchung der Jahre 1994/95 hatte die dringende Notwendigkeit ergeben, die jeweiligen Dienststellen in einem Gebäude oder einem Gebäudekomplex zusammenzuführen, um die Wege zu verkürzen und den Kontakt unter den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern zu verbessern. Überlegungen, die Außenstelle Tübingen mit der Dienststelle Stuttgart zusammenzulegen, konnten seitens des Landesdenkmalamtes und des Wirtschaftsministeriums abgewendet werden. Die Grundstruktur unseres Amtes, mit der Zentrale in Stuttgart und Außenstellen in den Regierungsbezirken Freiburg, Karlsruhe und Tübingen soll auch in Zukunft erhalten bleiben. In Tübingen wird voraussichtlich im kommenden Jahr die Möglichkeit geschaffen, die Dienststellen in einem Gebäude in der Alexanderstraße unterzubringen. In Freiburg ergeben sich ebenfalls Lösungen: Hier ist geplant, die verschiedenen Referate der Außenstelle in mehreren nebeneinander liegenden Gebäuden in der Sternwaldstraße zusammenzuführen. In Stuttgart werden ebenfalls Veränderungen notwendig, hier ist jedoch noch nichts spruchreif.

Zum Schluß möchte ich all denjenigen Dank sagen, die im vergangenen Jahr die Denkmalpflege in partnerschaftlicher Zusammenarbeit gefördert und unterstützt haben. Viele Bauherren, Denkmaleigentümer, Architekten und Planer haben die Aufgaben und Ziele der Denkmalpflege mit in ihre Überlegungen einbezogen und versucht, sie umzusetzen. In den Dank mit einschließen möchte ich aber auch ganz besonders die Förderer der Denkmalpflege, wie z. B. die Denkmalstiftung Baden-Württemberg, auf die wir in Zukunft eher noch mehr angewiesen sein werden als bisher. Durch zahlreiche Aufrufe, auch in dieser Zeitschrift, konnte sie viele Bürgerinnen und Bürger überzeugen, einen größeren oder kleineren Betrag zu spenden. Unser Dank gilt all denjenigen, die mit einem finanziellen Beitrag oder ihrem persönlichen Einsatz im vergangenen Jahr die Arbeit der Denkmalpflege gefördert haben.

**Prof. Dr. Dieter Planck**  
Präsident des Landesdenkmalamtes  
Baden-Württemberg  
Mörikestraße 12  
70178 Stuttgart

# Die Instandsetzung der „Hühnerfautei“ im ehemaligen Zisterzienserkloster Schönau

Rainer Laun / Rudolf Pörtner



■ 1 Blick auf das Kloster Schönau und die Hühnerfautei (Bildmitte, zwischen Klosterkirche und dem Speicherbau) von Südwesten, um 1560. Nach einem in der Staatsgalerie Stuttgart aufbewahrten Aquarell aus dem kurpfälzischen Skizzenbuch.

Die erst um 1600 zur Stadt erhobene Ortschaft Schönau (Rhein-Neckar-Kreis) liegt am Oberlauf des früher abgelegenen Steinachtales, das bei Neckarsteinach (oberhalb Heidelbergs) in den Neckar mündet. Aktueller Anlaß für diesen Bericht ist der Abschluß der Sanierung des romanischen Klostergebäudes „Hühnerfautei“ – eines der wenigen in Baden-Württemberg noch erhaltenen profanen romanischen Gebäude. Außer seinem hohen Alter und seiner Authentizität liegt seine Bedeutung in seinem Zeugniswert für die Bewirtschaftung und herrschaftliche Verwaltung des im 16. Jahrhundert abgegangenen Zisterzienserklosters Schönau.

Der altertümlichere Name für das Gebäude war „Hinkelhaus“ (von Hünkel = Huhn). Erst seit Ende des 19. Jahrhunderts wird es „Hühnerfautei“ bezeichnet. Beide Namen bringen offenkundig die Tätigkeit eines Zinsmeisters mit dem Haus in Verbindung. Bei dem u. a. auch unter dem Namen Hühnerfaut (Vogt) tätigen Beamten mußten früher Steuerleistungen (Zins, Zehnt) in Geld oder Naturalien abgegolten werden (z. B. Geldhuhn, Huhngeld).

## Zusammenhang mit dem Kloster

Ohne Kenntnis der Geschichte des Klosters Schönau ist das Schicksal der Hühnerfautei kaum verständlich. Ein gangs daher einige Daten und Bemerkungen zum Kloster und seiner Topographie: 1142 durch den Wormser Bischof Burkhard II. gegründet und durch Eberbacher Mönche besiedelt, erfolgte der hauptsächliche Ausbau der Schönauer Klosteranlage bis um die Mitte des 13. Jahrhunderts. Neben Maulbronn wuchs es unter pfälzischer Schutzherrschaft zum reichsten Konvent in der Region heran. Nach der Profanierung des Klosters 1558 infolge der Reformation erlaubte Kurfürst Friedrich III. 1562 die Ansiedlung wallonischer Glaubensflüchtlinge. Deren bis heute rätselhafte Abbruchaktivitäten waren wohl mitverantwortlich dafür, daß die gesamte Klosteranlage (in verhältnismäßig kurzer Zeit?) in den meisten Teilen zu einem „archäologischen Denkmal“ wurde. Lediglich das Klostertor (vor 1228), das ehemalige Herrenrefektorium (um 1230, heute evangelische Kirche), einige zum Teil in Wohnhäuser integrierte Mauerreste der Klosterkirche sowie die Hühner-

fautei wurden vom Abbruch (und Verkauf der Steine?) verschont. Auf dem in der Folgezeit neu geordneten Klosterareal entstanden relativ bescheidene (Fachwerk-) Bauten, von denen die nahegelegene „Schmiede“ in der Rathausstrasse 2 das älteste nachweisbare Gebäude ist; es datiert 1588. Ihre Innenausmalung wurde 1987 in dieser Zeitschrift vorgestellt.

Die Hühnerfautei befindet sich unmittelbar südlich angrenzend, aber außerhalb des ursprünglich ummauerten Klausurbereichs, in nächster Nähe des ehemaligen Herrenrefektoriums. Die Schauseite des Gebäudes war nach Süden auf den dort ehemals gelegenen weiträumigen Wirtschaftshof ausgerichtet und korrespondiert

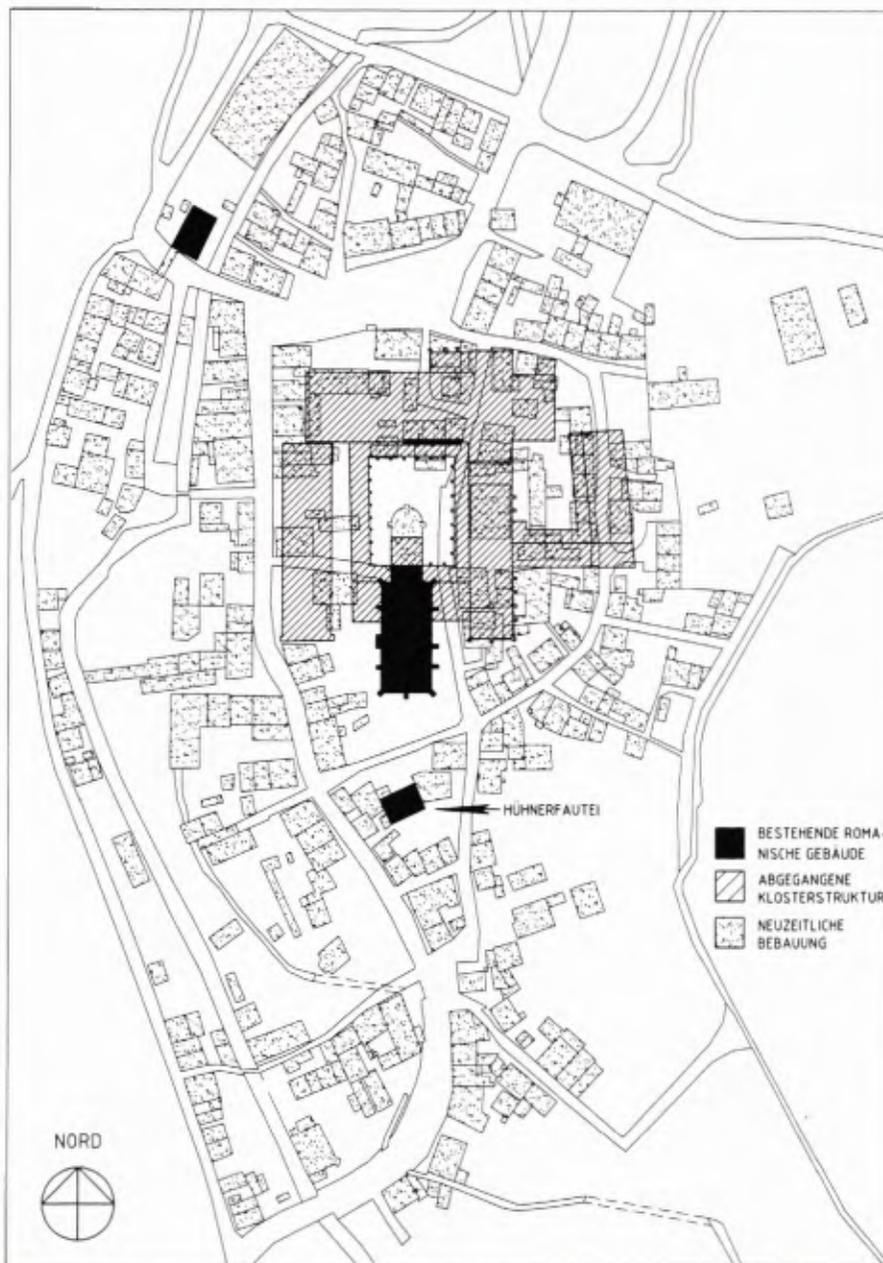
mit dessen nach Südosten verschwenkter Lage, wie sie heute noch im Stadtgrundriß nachvollziehbar ist. Entlang der Ostseite dieses platzartigen Areals stand ehemals über Eck zur Hühnerfautei ein riesiger, steil abgewalmter gotischer Speicherbau. Diese Situation ist auf einer von zwei Ansichten aus dem sogenannten Kurpfälzischen Skizzenbuch festgehalten, auf denen der gesamte Gebäudebestand des Klosters noch unverändert zu sehen ist. Als die Hühnerfautei kann das (in Bildmitte erkennbare) Gebäude mit der relativ flachen Dachneigung identifiziert werden, das durch ein (jüngeres) quer davor gebautes Haus teilweise verdeckt ist. Sollte es sich bei diesem Zeichnungsbestand tatsächlich um Kopien aus der Zeit nach 1600 handeln, dürften die Originalvorlagen zumindest zu den Schönauansichten kaum später als 1560 datieren, möglicherweise sind sie sogar im Zusammenhang mit der Klosterauflösung entstanden. Denn nach Ausweis von Lagerbucheinträgen des pfälzgräflichen Klosterpflegers aus dem Jahr 1571 werden schon zu diesem Zeitpunkt Neubauten erwähnt, die die Demolierung zumindest eines Teils der Klostergebäude voraussetzen, ganz entgegen den im Kapitulationsvertrag mit den Wallonen vereinbarten Erhaltungsaufgaben.

## Der Bauzustand von 1252

Nimmt man eine Bauzeit von zwei Jahren an, wird die dendrochronologisch (d) ins Jahr 1250/51 datierte Hühnerfautei in drei Jahren 750 Jahre alt. Sie gehört somit zu den etwa 500 in Westdeutschland erhaltenen profanen baulichen Zeugnissen, die noch in die Zeit der Romanik zurückreichen. Wie die meisten „Altbauten“ ist auch sie mehrfach umgebaut worden. Am Anfang unseres Bauforschungsberichtes soll daher der Versuch unternommen werden, das Erscheinungsbild des Gebäudes zur Erbauungszeit nachzuzeichnen, ohne dessen Kenntnis der heutige Zustand kaum verständlich ist.

Der kompakte, ca. 13,5 m lange, 8,8 m breite und bis zur Traufe ca. 7,5 m hohe Massivbau ist aus Bruchsteinen des örtlich vorkommenden roten Sandsteinmaterials errichtet. Seine Ecken sind durch Quader betont. Alle Originalfenster sind mit Sandsteingewänden eingefaßt. Der nicht mehr erhal-

■ 2 Lage der Hühnerfautei (Pfeil), der anderen erhaltenen romanischen Gebäude (schwarz) sowie der archäologisch erschlossenen Klosterstrukturen (schraffiert) im heutigen Stadtgrundriß.





■ 3 Südansicht der Hühnerfautei mit teilweise freigelegtem Erdgeschoßmauerwerk, in dem die Spuren romanischer Baubefunde und spätere Umbauzustände erkennbar sind (1992).

■ 4 Die teilweise neuzeitlich zugebaute Westansicht der Hühnerfautei mit drei originalen sowie später vergrößerten Fenstern (1992).



tene romanische Dachstuhl bestand aus einem mit ca. 45 Grad flacher als heute geneigten Dach. Von den Fassaden vermittelt die nach Norden – gegen die seit jeher unbebaute Freifläche zwischen dem Herrenrefektorium gerichtete – noch den ursprünglichsten Eindruck: Sie war die Haupteingangseite (siehe Titelbild). Eine Türe führte ins Erdgeschoß; eine weitere befindet sich im Obergeschoß, erschlossen über die (so nicht ursprüngliche) Steintreppe. Vermutlich bestand auch von Anfang an der erst seit dem 18. Jahrhundert archivalisch nachweisbare Anbau, da Fenster in diesem Bereich gänzlich fehlen, wie überhaupt das Gebäude ursprünglich eine geringere Fensterzahl als heute aufwies. Im Ostgiebel befindet sich über Eck ein weiterer bauzeitlicher erdgeschossiger Zugang, der wie jener im Obergeschoß als schlichtes Bogenportal mit gefasteten Kanten ausgebildet ist. Die Südfassade, heute auf einen jüngst durch Pflaster aufgewerteten und von bescheidenen Häusern umstandenen engen Hof orientiert, läßt kaum mehr etwas von ihrem ursprünglichen Repräsentationsanspruch erahnen. Das Erdgeschoß war zur Zeit der Romanik großzügig durch sechs wuchtige (für eine Verglasung vorgesehene) Rundbogenöffnungen belichtet, von denen die beiden mittleren – zugemauerten – erhalten blieben, so wie heute noch die beiden identischen Fenster in der von außen zugebauten Westwand. Typisch für herrschaftliche Gebäude der Romanik ist nicht nur die Reihung der Öffnungen, sondern auch, daß in die überfangenden Rundbögen (nachweislich) jeweils eine abgechrägte Stütze eingestellt war, deren (abgearbeitete) Bogenabschlüsse in Analogie zu den Obergeschossen spitzbogig rekonstruiert wurden. Mit diesen 12 Einzelfenstern und den vier zusätzlichen auf der Westseite ist das Erdgeschoß als die ursprüngliche Hauptnutzungsebene charakterisiert, von der aus die erwähnten Kontroll-

und Beherrschungsfunktionen wahrgenommen wurden. Im 1. Obergeschoß signalisierte das durch seine Größe herausgehobene, früher auch unterteilte Spitzbogenfenster ebenfalls eine herausgehobene Raumnutzung. Das in der Hauptausbauphase und ersten Blütezeit des Klosters errichtete Gebäude war mit seiner Mischung aus spätromanischen und frühgotischen Stilformen ein typischer Vertreter der Übergangszeit.

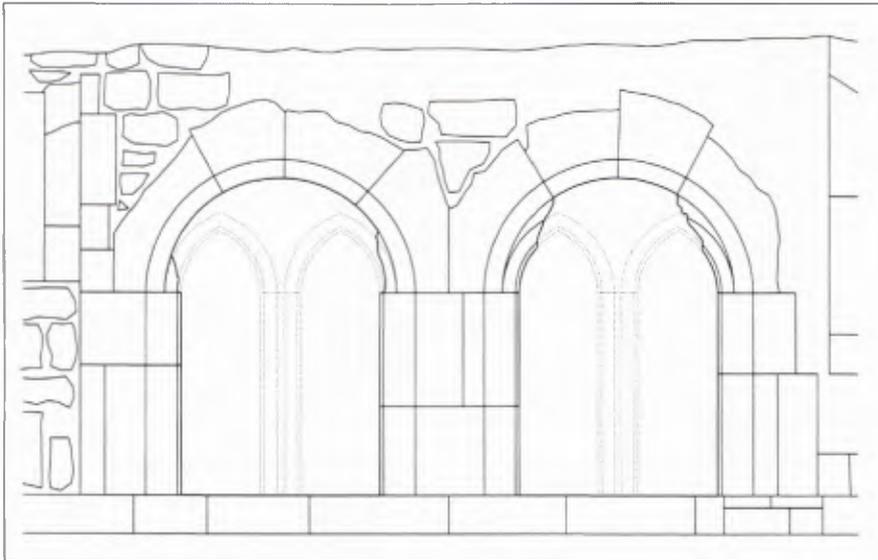
Noch mehr als am Außenbau sind im Inneren die bauzeitlichen Raumstrukturen durch vielfältige, sich überlagernde spätere Umbauten verunklärt. Trotzdem haben sich in allen Deckenebenen der Hühnerfautei nahezu die meisten bauzeitlichen Deckenbalken erhalten, und es haben an den Wänden bis in die Romanik zurückreichende, größere Flächen historischer Putzlagen überdauert. Dank des umsichtigen Sanierungskonzeptes konnten sie nahezu ungeschmälert samt ihrer mannigfaltigen Bau- und Fassungsbeefunde unter größten Anstrengungen erhalten werden. Allein deshalb kommt diesem Haus auch nach der Sanierung hohe Authentizität zu. Dies ist nicht selbstverständlich, wie z.B. im Rückblick auf das 1988 in dieser Zeitschrift vorgestellte Ladenburger Haus von 1229 konstatiert werden muß. Dort sind bei ähnlicher Ausgangslage gerade noch die Außenmauern erhalten geblieben!

Das Bodenniveau des Erdgeschosses in der Hühnerfautei lag in romanischer Zeit ca. 70 cm tiefer, da das Gebäude nicht unterkellert war. Der ca. 70 qm große und über 2,60 m hohe Raum dürfte allenfalls im Bereich der beiden Eingänge abgeteilt gewesen sein. Der Raumeindruck wurde wesentlich durch die 16 Fenster in den acht brüstungshohen Fensternischen bestimmt. Zu einem mutmaßlichen Steinplattenboden standen hellrote Putzflächen (wie sie nahezu identisch in den Gewölbeflächen des Herrenrefektoriums nachgewiesen wurden). Die mächtigen, an den Kanten gefasten Deckenbalken waren wohl materialsichtig. Ihre Zwischenräume waren flächig durch Brettchen geschlossen, die in nur wenig zurückliegende Nuten eingeschoben waren und von denen ein einziges noch erhalten blieb. Eine vergleichbare Deckenkonstruktion besaß beispielsweise auch die Maulbronner Klosterkirche (1175) vor ihrer Einwölbung.

Das ursprünglich vom Erdgeschoß nicht direkt erschlossene 1. Obergeschoß war nach Ausweis von Fassungs- und Baubefunden von Anfang an – neben dem herausgehobenen Südfenster – etwa mittig quer unterteilt in zwei ca. 35 qm große Räume. Sie waren gleichartig wie das Erdgeschoß ausgestaltet – mit einem Unterschied, daß Streichbalken auf massiven Wandkonsolen die Deckenbal-

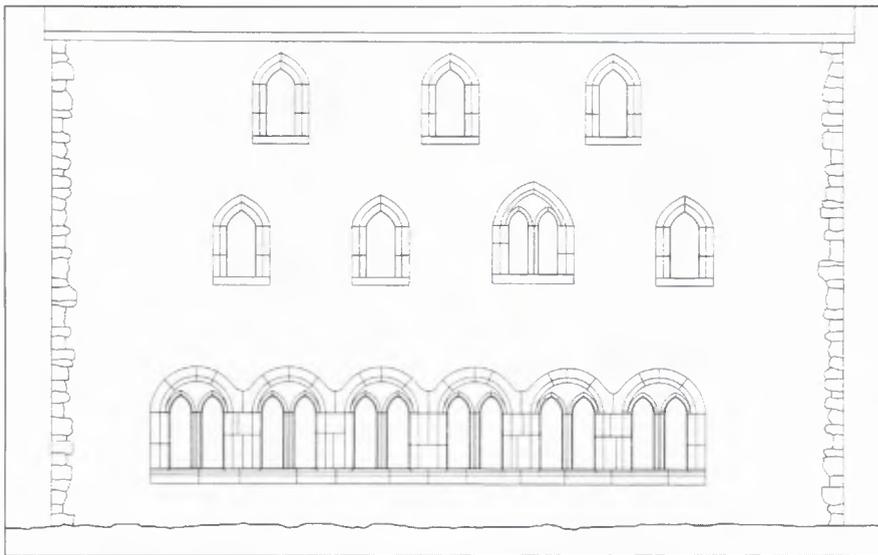


■ 5 Detail der statisch schwer geschädigten Ostansicht mit den Spuren früherer Anbauten und den beiden zugemauerten Ausgängen im Erd- und Obergeschoß (1992).



■ 6 Umzeichnung einer Bauaufnahme der beiden mittleren Bogenöffnungen in der Südfassade, ergänzt um das rekonstruierte Bild der bauzeitlichen romanischen Fensterunterteilung auf der Grundlage der Baubefunde (nach einer Zeichnung des Planungsbüros WFPH).

■ 7 Mutmaßliches Erscheinungsbild der Südfassade zur Erbauungszeit 1252.



großflächig (aber fragmentiert) Dekorationsmalereien in Form von farbigen Begleitstrichen und Wellenranken u. a. im Stile der Renaissance.

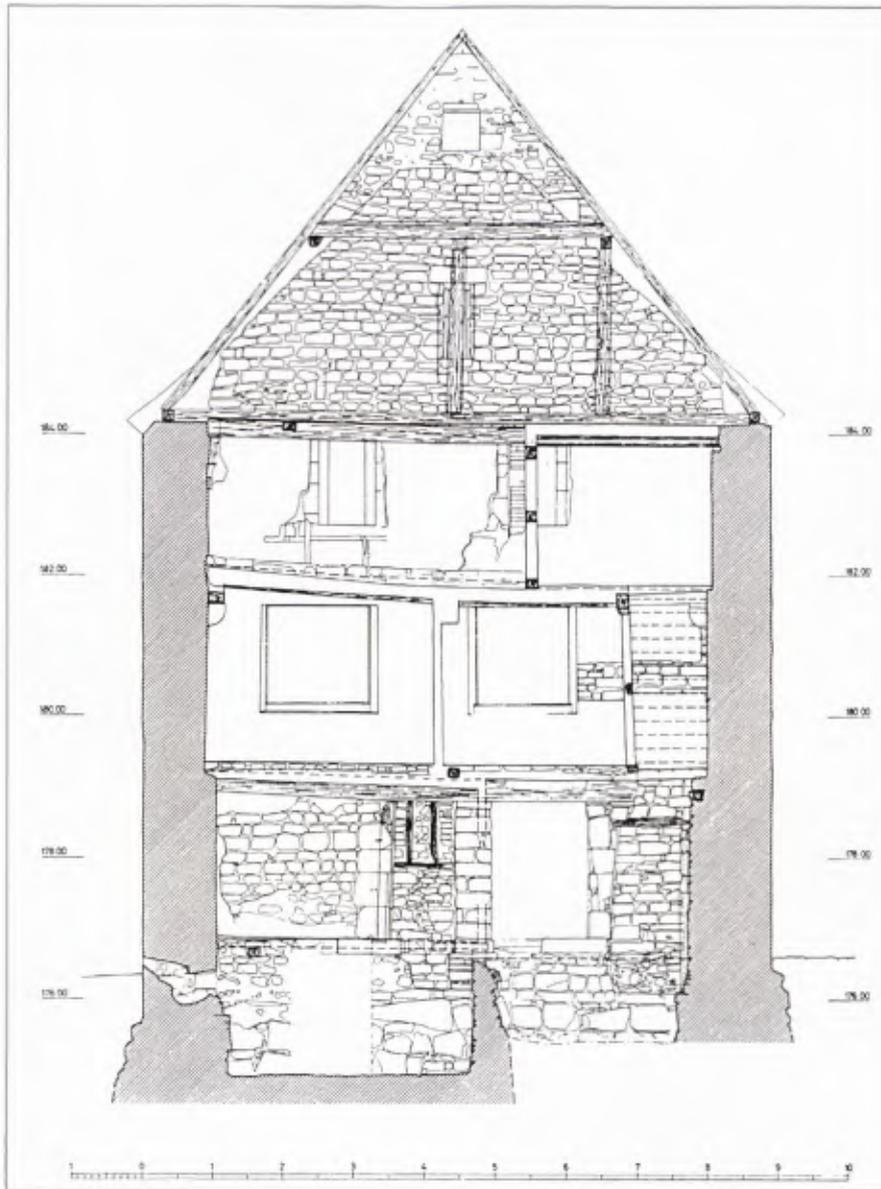
Vor allem aber verbesserten die Lehmwickelpackungen die Wärmedämmung. Eine derartige technische Aufrüstung ist ein untrügliches Indiz für eine ständige Wohnnutzung, wie sie seit der Klosterauflösung nachgewiesen werden kann. Ihre Hinzufügung steht im Zusammenhang mit dem Einbau einer komplett neuen Infrastruktur in einzelnen Geschoßebenen. Im Zuge der für den geplanten Großraum notwendigen Entfernung der Längswand und der Reste der Querwände im 1. Obergeschoß wurden alle baugeschichtlichen Befunde exemplarisch dokumentiert und ausgewertet. Dabei ließ sich unter anderem der renaissancezeitliche Einbau einer 5-Zimmer-Wohnung mit zeittypischem, dreizonigem Grundriß belegen: In dem auf den Eingang bezogenen Mittelflur befand sich demnach eine (Flur-) Küche. Ihr war ein Dielenbereich vorgelagert, aus dem die neue, an dieser Stelle heute noch bestehende Ost-West gelagerte Treppenschließung ins 2. Obergeschoß (und vielleicht auch ins Erdgeschoß) führte. Westlich dieser Mittelzone sind zwei Kammern rekonstruierbar, östlich davon die (wärmegeämmten) Hauptaufenthaltsbereiche mit der großen, nach Süden orientierten Stube und einer Schlafkammer nach Norden. Von letzterer führte ein hart an der Gebäudedekante ausgebrochener – ehemals durch einen Riegel zu sichernder – Ausgang vermutlich in einen weiteren Anbau, dessen Spuren noch in jüngster Zeit vorhanden waren. Im Zentrum des Hauses, mittig zwischen Küche und Stube, wurde ein mächtiger Kaminblock eingebaut, der nur noch im Erdgeschoß erhalten ist, aber ursprünglich über Dach führte. An ihn waren der Rauchfang der Küche und der Stubenofen angeschlossen.

ken trugen. Entlang der Raumtrennwand führte in der Achse des Zugangs eine Treppe ins 2. Obergeschoß. Dieses war nicht unterteilt, relativ spärlich belichtet und damit wohl nur für Lagerzwecke gedacht. Die nicht erhaltenen originalen Fußböden in allen Obergeschossen und im Dach bestanden offenkundig aus Bohlen, worauf die von ihrer Befestigung übrig gebliebenen Dübellöcher in den Balken schließen lassen.

## Veränderungen in nach-klosterlicher Zeit

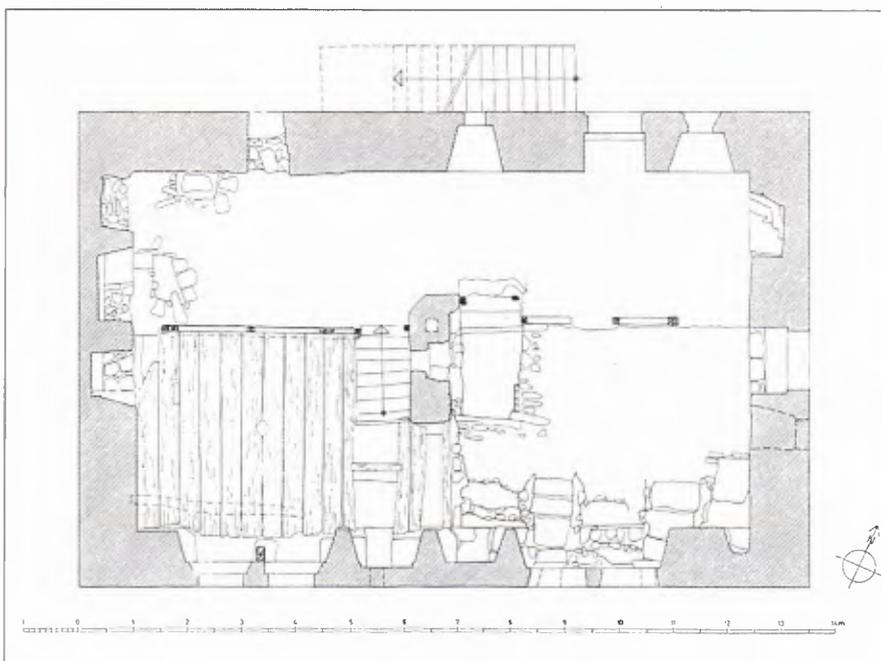
Nur die Hühnerfautei und das nur wenig veränderte, da zur Kirche umgenutzte Herrenrefektorium können noch Zeugnis ablegen von den Wandlungen, die im Zuge der anstelle des Klosters neu entstehenden Ortschaft ausgelöst wurden. Der „religionspoli-

tische Schlußstrich“ Pfalzgraf Heinrichs unter die Klostersgeschichte war auch für die Hühnerfautei schicksalsbestimmend. Es ist daher kein Zufall, daß bereits im ersten Jahr nach der Klosteraufhebung erste einschneidende Umbaumaßnahmen erfolgten. Im Winter 1558/9 (d) wurde das Material für die Stakhölzer geschlagen, die im 1. Obergeschoß und im Erdgeschoß (nur) in der östlichen Gebäudehälfte zusammen mit den Lehmwickeln in die Balkenzwischenräume eingebracht wurden. Diese in nachträglich ausgestemmt Nuten und Löcher vertieft eingebaute Deckenfüllungskonstruktion ist unterseitig verputzt und ersetzte die zwischenzeitlich über 300 Jahre alten, sicherlich als unzeitgemäß, dunkel und lastend empfundenen romanischen Brettfüllungen. Die Putzflächen hellten die Räume zusätzlich auf. Die Deckenfelder bergen noch



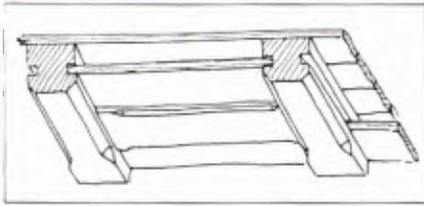
Wie in den Obergeschossen, so ist auch im Erdgeschoß in der Mehrzahl wiederverwendetes, für eine Bauphasendatierung unbrauchbares Holzmaterial verbaut worden. Außerdem kommt erschwerend hinzu, daß hier einige Veränderungen nicht nur additiv vorgenommen wurden, sondern auch größere Substanzeingriffe verursacht haben. Zunächst einmal wurde auch das Erdgeschoß entsprechend den statischen und nutzungsstechnischen Vorgaben aus dem 1. Obergeschoß kleinräumlich unterteilt, das heißt, um die hier noch bestehende längsunterteilende Fachwerkwand gruppierten sich Querwände. Diese wurden jedoch immer wieder, je nach Bedarf und Nutzungsanforderung, durchbrochen und ersetzt; zuletzt waren sie zum größten Teil nur noch als provisorische Brettverschläge ausgebildet. Befunde früherer Raumzustände und Grundrißstrukturen sind daher noch am deutlichsten an den unterschiedlichen Deckenbefunden ablesbar, wie z. B. die gewölbten Deckengefache in der westlichen Gebäudehälfte (wohl 18. Jh.).

Den folgenschwersten Eingriff stellten jedoch die abschnittswisen Teilunterkellerungen des Gebäudes dar, deren Bauzeiten allerdings unbestimmt sind. Der östliche Keller, vermutlich der ältere von beiden, ist überwölbt; der westliche mit einer 1755 (d) datierten (Ersatz?) Bohlendecke flach überdeckt. Die Abgänge erfolgten beiderseits des Kaminblockes, an dessen Westseite eine Wand entlang führte. Die Absenkung der Keller wurde mit Rücksicht auf die Außenfundamente so niedrig gehalten, daß das neue Erdgeschoßniveau um 70 cm höher gelegt werden mußte und seither bis in Brüstungshöhe der romanischen Fensterbögen reicht. Dies kann an den beiden mittleren – heute zur Verbes-



■ 8 Querschnitt im Bereich des flach gedeckten Bohlenkellers mit Blick auf die westliche Giebelwand. Erkennbar sind die 1745 vorgenommene Aufmauerung der Giebelwand sowie die erheblichen Verformungen innerhalb der Decken.

■ 9 Auf dem Erdgeschoßgrundriß ist der im Zentrum des Gebäudes plazierte Kaminblock erkennbar sowie die inzwischen wieder geöffneten romanischen Fensternischen, die Mittellängswand und der 1755 datierte Bohlenbelag über dem westlichen Keller.



■ 10 Schnitt und Untersicht der nachgewiesenen erbaungszeitlichen Deckenkonstruktion 1252, mit den zwischen die Balken eingeschobenen Brettchen. (Nach Bedal, Historische Hausforschung, Tafel 40).

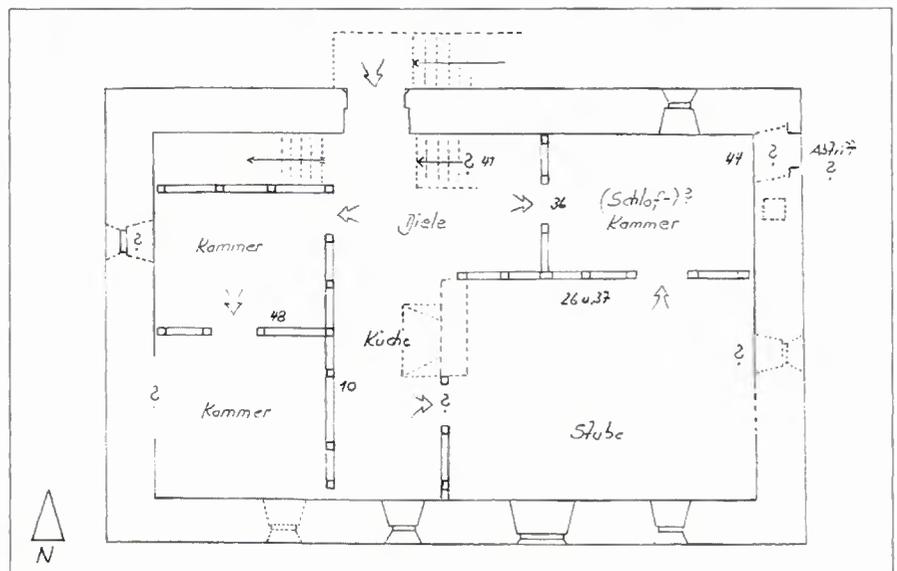
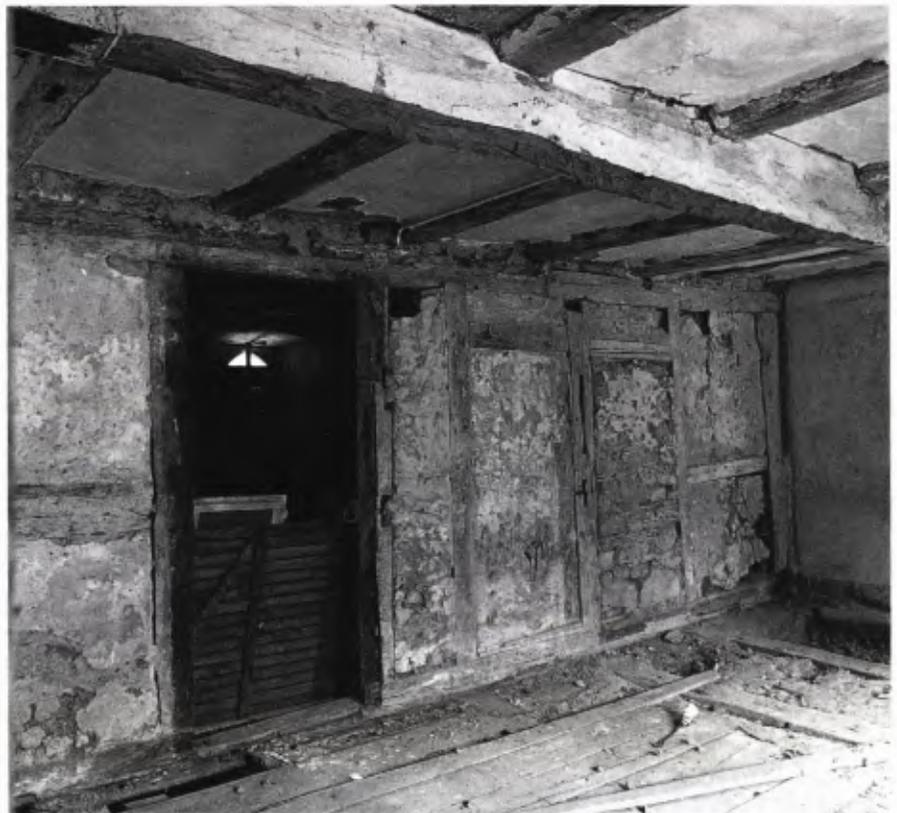
serung der Belichtungssituation wieder geöffneten Fensternischen – abgelesen werden. Die beiden jeweils flankierenden ehemaligen Rundbogenöffnungen wurden damals ausgebrochen, um an ihrer Stelle Einfahrten bzw. höher gesetzte Fenster einzubauen, die mehrfach verändert wurden.

Die Einrichtung der Kellerräume war den damaligen Bewohnern offenkundig wichtiger als die Rücksichtnahme auf die Ästhetik und Qualität des Gebäudes, die keine Rolle mehr gespielt zu haben scheinen bzw. deren Bedeutung nicht mehr verstanden wurde. In dem nun zum Untergeschoß abgewerteten Erdgeschoß mit seiner erheblich reduzierten Raumhöhe und seiner deutlich verschlechterten Belichtungssituation wurde im Bereich zwischen den beiden Eingängen vor einer in die Ostwand eingebrochenen Nische vermutlich eine Esse eingerichtet. Zur Abführung des Rauches mußte ein Kamin in die Wand geschlitzt werden, der das Wandgefüge erheblich schwächte. Das heute wieder geöffnete Ostportal wurde auf seinem bauzeitlich niedrigen Niveau vermauert. Die Durchgangshöhe des weiter in Benutzung gebliebenen höhergesetzten Nordportals wurde vergrößert. Vermutlich ist bei dieser Maßnahme das heute dort befindliche reich profilierte, spätromanische Portalgewände in Zweitverwendung eingesetzt worden, das sicherlich aus einem im Klausurbereich abgebrochenen Gebäude stammt. Das doppelte Spitzbogenfenster im Erdgeschoß der Südwand und weitere spitzbogige Fenster in den Obergeschossen wurden im 19. Jahrhundert eingefügt und belegen beispielhaft den durch den Historismus geschärften Blick für die künstlerischen Qualitäten historischer Bauten, als man Eingriffsbereiche durch historisierende Zutaten verschleierte.

Ein Teil dieser Veränderungen dürfte bereits 1559 begonnen worden sein, als vielleicht sogar der vom Pfalzgraf bestellte Klosterpfleger seinen Dauerwohnsitz in dem Gebäude einrichtete und die notwendigen Strukturen schuf. Vielleicht mußte er wenige Jahre später auch noch eine wallonische Flüchtlingsfamilie aufnehmen. Die Art und Weise der Umbauten läßt jedenfalls nach unserer Auffassung erkennen, daß Notstände behoben werden mußten, weshalb von uns heute als nachteilig empfundene Ver-

■ 11 Ansicht von Süden auf die zugunsten des Saalraumes entfernte Längswand im 1. Obergeschoß mit drei verschiedenen Befundsituationen von ehemaligen Zimmertüren. An einem der Deckenbalken ist die Nut für die eingeschobenen Bretter erkennbar als deren Ersatz dann 1559 die Lehmwickelstakung eingebaut wurde (1992).

■ 12 Skizze des durch die Bauforschung erschlossenen, 5-Zimmer umfassenden Grundrißgefüges im 1. Obergeschoß, das 1559 anstelle des zuvor nur mittig quer unterteilten Stockwerkes eingebaut wurde.



änderungszustände damals wohl als das geringere Übel hingenommen wurden.

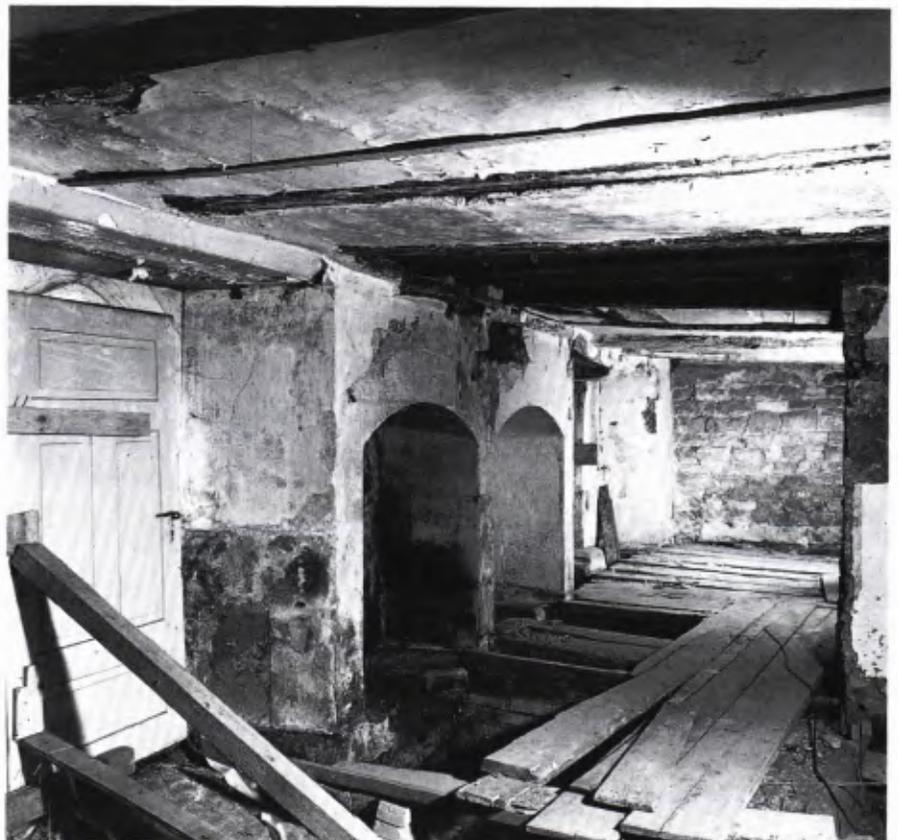
Für das 18. Jahrhundert sind anhand mehrerer dendrochronologisch auswertbarer Bauteile weitere Baumaßnahmen belegt. Insbesondere die komplette Erneuerung des Dachstuhls mit gleichzeitiger Erhöhung der Dachneigung auf ca. 55 Grad im Jahr 1745 wirft ein bezeichnendes Licht auf den wohl erheblich in Mitleidenschaft gezogenen Erhaltungszustand des Gebäudes. Nur kurz zuvor (1721 d) war bereits im Obergeschoß ein weiterer Längsunterzug eingebaut worden. Außerdem zeugen zahlreiche Reparaturstellen von den Versuchen, das zwischenzeitlich vielfach schadhafte Konstruktionsgerüst notdürftig zu sanieren. Zum damaligen Zeitpunkt dürfte auch das 2. Obergeschoß mit der heute noch erhaltenen Zimmeraufteilung ausgestattet worden sein. Mit ihren hier noch vorhandenen, zu Anfang des 20. Jahrhunderts entstandenen Innenausbauten vermittelt dieses Stockwerk noch einen Eindruck vom früheren Zustand, wie er auch in den anderen Geschossen in ähnlicher Weise bestanden hat – mit dem Unterschied, daß das Gebäude nach über 15 Jahren Leerstand 1992

ziemlich heruntergekommen war. In einer Zeitungsnotiz aus dem Jahre 1955 wird der „völlig verbaute“ Zustand erwähnt, als noch drei Familien mit bis zu 15 Personen darin gewohnt haben, wie sich ein ehemaliger Bewohner erinnerte.

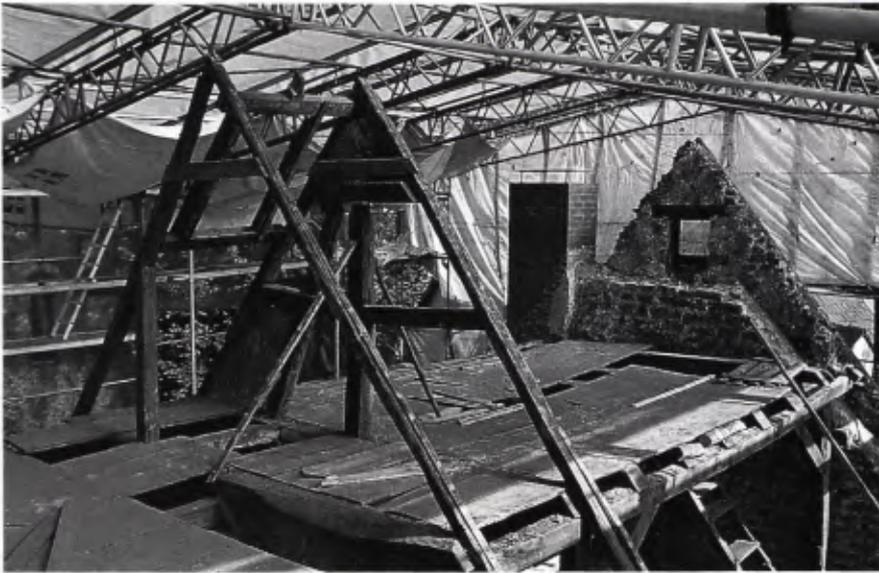
Das ganze Ausmaß der im Gefolge 450jähriger nachklösterlicher Bautätigkeit summierten Schäden wurde jedoch erst bei den archäologischen Freilegungen erkennbar: Die kontinuierliche Nutzungsverdichtung, die im Zuge der verschiedenen Umnutzungen vorgenommenen Eingriffe und Umbauten, die durch Überbelegung verursachte erhöhte Abnutzung und schließlich die mangelnde Bauunterhaltung hatten dazu geführt, daß das Gebäude zuletzt in seinem Bestand gefährdet war. Ziel war daher eine in das öffentliche Gemeindeleben integrierte, der Bedeutung des Denkmals angemessene Nutzung zu entwickeln, die sich im Rahmen denkmalverträglicher Sanierungsüberlegungen realisieren ließ.

### Vorgeschichte der Sanierung

Das Gebäude wurde in Robert Edelmaiers Arbeit über das Kloster Schönaunau 1915 erstmals ausführlicher be-



■ 13 Blick von Osten auf die Innenseite der Südfassade mit den beiden originalen Fensteröffnungen, die vor dem Einbau der Keller und der damit verbundenen Anhebung des Fußbodens eine 70 cm hohe Brüstung besaßen. Im Hintergrund sind am Boden die Dielen über dem westlichen Keller erkennbar. Am rechten Bildrand der Ansatz des Kaminblocks (1992).



schrieben, jedoch in seiner Bedeutung unterschätzt. Das durch die ortsgeschichtliche Überlieferung immer wachgehaltene Interesse an dem geheimnisumwitterten Gebäude und der durch den Verlust des Klosters bedingte Mangel an stadthistorischen Identitätsbauten waren mitverantwortlich für den Ankauf des Gebäudes 1955 durch die Stadt, die hier später ein Heimatmuseum einrichten wollte. 1982 wurde dann auf Initiative des 1979 gegründeten „Vereins Alt Schönau“ ein erstes Altstadtfest veranstaltet, mit dem Ziel, jeweils einen Teil des Erlöses für die Sanierung der inzwischen leerstehenden Hühnerfauetei zu sammeln. Dieses bemerkenswerte Beispiel bürgerschaftlichen Engagements hat dann den Stein für die Instandsetzung des Gebäudes ins Rollen gebracht.

Zur Vorbereitung der Sanierung führte das Referat Mittelalterarchäologie des Landesdenkmalamtes zwischen 1982–1986 Grabungen, umfangreiche bauarchäologische Freilegungen und eine bauhistorische Untersuchung durch, festgehalten in einem unveröffentlichten Vorbericht. Grundlage waren u.a. ein verformungsgerechtes Bauaufmaß, eine fotogrammetrische Aufnahme der Fassaden und dendrochronologische sowie restauratorische Befundgutachten. Erste statische Begutachtungen dienten zur Vorbereitung eines 1987 vorgelegten externen Planungsgutachtens, das klären helfen sollte, ob und wie die Überlegungen zu einer musealen und öffentlichen Nutzung im Erdgeschoß und den beiden Obergeschossen realisiert

werden könnten, mit der Zielsetzung, möglichst viel historische Substanz zu erhalten.

Die Vorschläge und Gestaltungsüberlegungen lösten einen längeren und teilweise kontroversen Meinungsbildungsprozeß aus. Nachdem die Stadt aufgrund der fachlichen Beratung von ihrer Vorstellung, das Dachgeschoß (als Wohnung) nutzen zu wollen, Abstand genommen hatte, konnte schließlich auch Einvernehmen über die Gestaltung der Südfassade erzielt werden. Mit Bezug auf den vorläufigen Bericht von Dietrich Lutz in den „Archäologischen Ausgrabungen“ (1983) wurde u.a. auch ihr rekonstruierender Rückbau erwogen. Dieser war jedoch denkmalpflegerisch nicht konsensfähig wegen der dazu notwendigen Substanzeingriffe und weil zwischenzeitlich neue Forschungserkenntnisse dazugekommen sind.

Nachdem – u.a. mit Zuschüssen des Landesdenkmalamtes, der Denkmalstiftung Baden-Württemberg und des Rhein-Neckar-Kreises – eine tragfähige Finanzierung des ohne Außenanlagen und Einrichtung nahezu 2 Mio. DM teuren Projektes gesichert war, konnte 1994 die Sanierung beginnen, die ohne den sonst üblichen Zeitdruck und unter geduldiger Anteilnahme der Gemeinde nun beendet ist.

R. Laun

## Bausubstanz

Die Raum- und Tragstrukturen im 2. Ober- und Dachgeschoß waren im

■ 14 Der Dachstuhl nach Entfernen der schadhafte neuzeitlichen Sparren. Am Ostgiebel ist gut die 1745 vorgenommene Aufmauerung des romanischen Giebels erkennbar (1995).

Jahr 1989 – im Vergleich zum Bestand in den übrigen Geschossen – im wesentlichen einheitlich und vollständig. Eine Fachwerkquerwand teilte den Dachraum in zwei Abschnitte. Ein stehender Dachstuhl stützte die Sparren und trug die Deckenhölzer über dem unteren Dachgeschoß. Sie funktionierten nicht als Riegel der Gespärre, sondern lagen ohne axialen Bezug und ohne Verbindung zu den Sparren als Balken auf den beiden Pfetten und dem Mittellängsunterzug. Die Sparren bestanden aus sehr schlanken, minderwertigen Hölzern, lagen in Abständen zwischen 30 und 75 cm und hatten keinerlei axialen Bezug zu den Deckenbalken, die einen Achsabstand von ca. 1,1 m haben. Die Sparren standen auf dünnen Schwellhölzern, die mit Bauklammern und Schlaudern an den Deckenbalken zurückverhängt waren. Die Schwellhölzer waren schadhafte und infolge des Sparrenschubes erheblich ausgebeugt. Damit waren im Gefüge des Daches nach der Abbundzeit, der Qualität der Ausführung und des Bauzustandes drei Konstruktionen zu unterscheiden: Die um 1250/51 sorgfältig abgebundenen Ankerbalken, der um



■ 15 Blick in den Dachstuhl zwischen die mittigen Bindergespärre, an die die Obergeschoßdeckenbalken aufgehängt wurden (1996).



■ 16 Ein Beispiel für die zahlreichen, handwerklich sorgfältig reparierten Balken, hier aus einem Auflagerbereich im 2. Obergeschoß.

1745 aufgeschlagene stehende Dachstuhl, in dem einzelne Hölzer schadhaft waren bzw. fehlten, und das zuletzt eingebaute, inzwischen völlig desolate Gefüge der Gespärre.

Im 2. Obergeschoß war das Traggefüge der Fachwerkkinnenwände aus zweitverwendeten Hölzern in relativ gutem Zustand.

Die Fachwerkkinnenwände, die das 1. Obergeschoß in einzelne Räume gliederten, waren zum Zeitpunkt unserer Untersuchung zum überwiegenden Teil skelettiert, einzelne Fachwerkhölzer und Wandabschnitte fehlten ganz. An den unbekleideten Hölzern zeigte sich das volle Ausmaß der Schäden. Eine Ausfachung besaß nur noch der östliche Abschnitt der tragenden Längswand. Ihre Hölzer stammten aus verschiedenen Bauphasen. Rähm und Eckstiel gehörten zu den ältesten Hölzern aus der nachklösterlichen Zeit, teils waren zweitverwendete Hölzer verarbeitet.

Im 1. Obergeschoß liegen die Deckenbalken auf beiden Längsseiten auf Streifbalken auf, die von Konsolen getragen werden. Alle Deckenfelder zwischen den Balken sind eben und verputzt. Die in ihrer Form nicht einheitlichen Fenster haben alle eine Brüstung und sind ähnlich groß.

Am differenziertesten stellten sich das Raum- und Traggefüge und der Zustand der Bauteile im Erdgeschoß dar.

■ 17 Der südöstliche Raum im 1. Obergeschoß (Richtung Ostgiebelwand) mit der später entfernten Mittellängswand und dem nachträglichen Unterzug von 1721. Im geöffneten Boden ist die nachträglich 1559 eingebaute Deckenstakung erkennbar (1992).

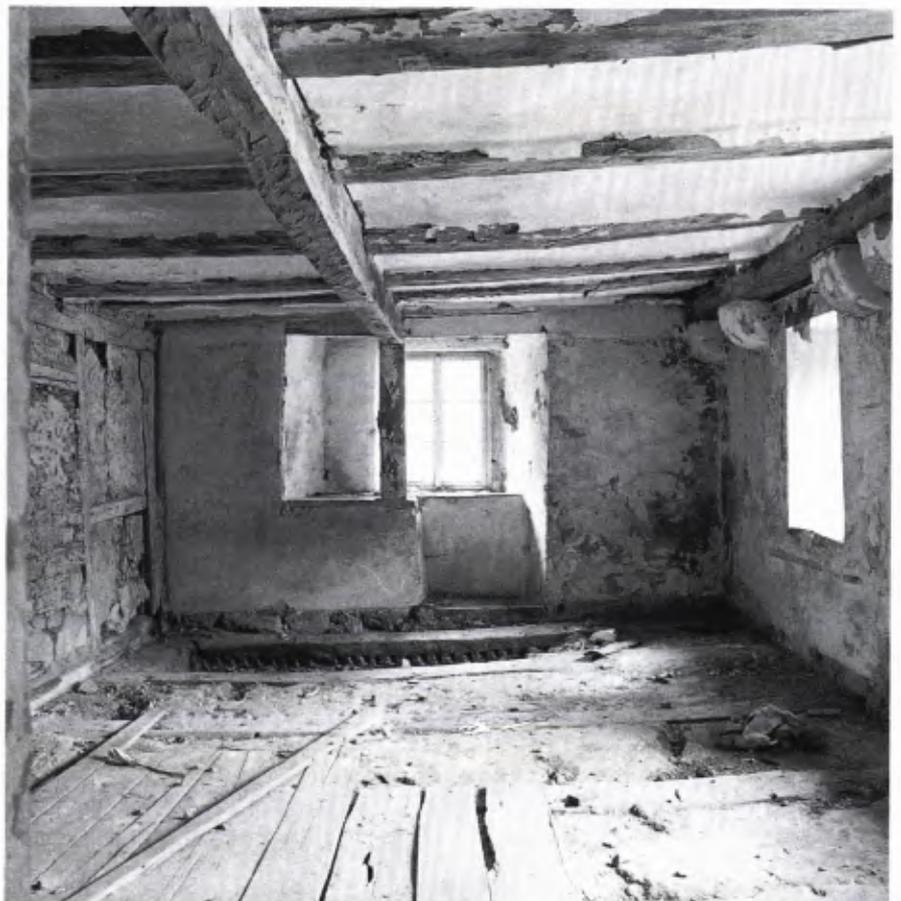
Im südöstlichen Teil des Erdgeschosses lag die Oberseite der Kappe des Gewölbekellers frei, im nördlichen Teil stand der abgegrabene Boden an. Eine räumliche Trennung zwischen dem Bohlenboden über dem südwestlichen Keller und dem Gewölbekappenabschnitt gab es nicht mehr.

Der nur noch in Abschnitten erhaltenen Fachwerklängswand, die im Osten und Westen nicht unmittelbar an die massiven Giebelwände anschließt, fehlten die raumabschließenden Elemente. Raumabschlüsse gab es auch im Bereich der beiden Kellerabgänge nicht mehr. Der auf diese Weise entstandene „fließende Raum“ erstreckt sich über das Erd- und Kellergeschoß und bezieht Raumabschnitte mit unterschiedlichem Bodenniveau, verschiedenartige Fensterformen, Deckenuntersichten und Fußböden ein. Das heißt, das Erdgeschoß präsentierte sich in einer großen Vielfalt von Bauausführungen aus unterschiedlichen Zeiten in unterschiedlichen Formen und Strukturen, teils unvollständig und schadhaft, aber im wesentlichen erhaltbar.

Die Balken der Decken haben beacht-

liche Querschnitte bis zu 26 × 28 cm. Da es ursprünglich keine Treppe vom Erdgeschoß in das 1. Obergeschoß gab, und vermutlich vom 1. Obergeschoß in das 2. und weiter in das Dach einläufige Treppen parallel zu den Deckenbalken führten, spannten ursprünglich wohl alle Deckenbalken von Außenlängswand zu Außenlängswand. Im Jahr 1989 gab es über dem Erdgeschoß keinen Deckenbalken mehr, der ungestoßen oder schadensfrei über die ganze Gebäudebreite durchlief. In der Decke über dem 1. Obergeschoß war von insgesamt 13 Balken nur noch einer schadensfrei und durchlaufend. In besonderem Maße schadhaft waren die Hölzer der Decke über dem Erdgeschoß in der Nordwestecke. Die Schäden sind auf unsachgemäße Eingriffe, bauliche Veränderungen, Überlastungen und Pilz- und Insektenbefall zurückzuführen.

Die durch Schäden und Ausnahmungen geschwächten Deckenbalken hatten nicht nur die Deckenlasten zu tragen, sondern wurden zusätzlich durch tragende, nicht übereinanderstehende Fachwerklängswände auf den Decken beansprucht. Daraus resultierten zusätzliche Biege- und Schubspannungen.



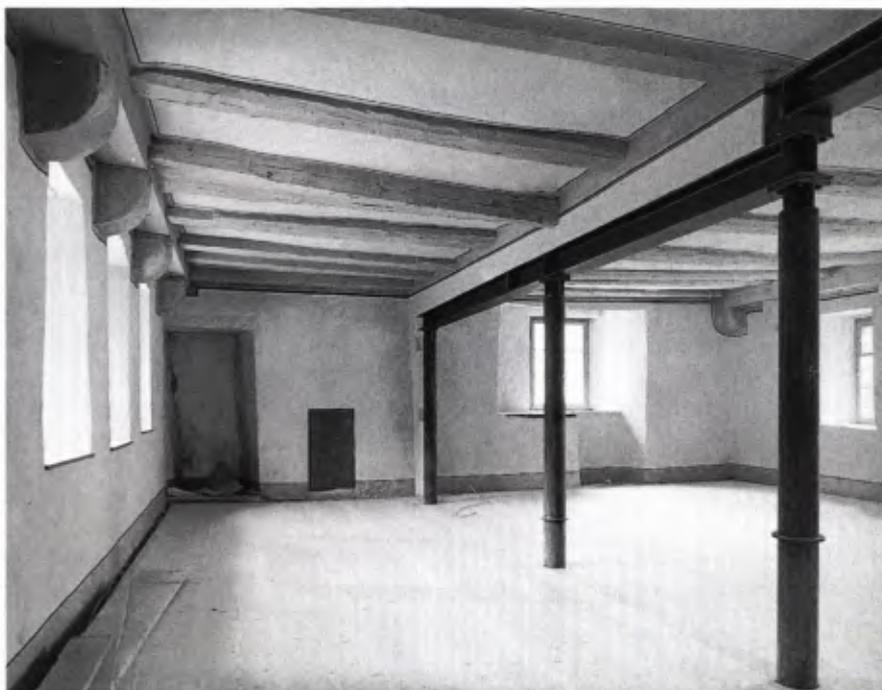
gen, die die zulässige Tragfähigkeit der Deckenhölzer ganz erheblich überschritten.

An den massiven Umfassungswänden und an dem Kaminblock im Keller- und Erdgeschoß war es dort zu Schäden im Mauerwerk gekommen, wo man in das Mauergefüge eingegriffen hatte. Die Nische für die Esse im nördlichen Abschnitt der östlichen Giebelwand im Erdgeschoß hatte einen gemauerten Bogen erhalten, um die Wand darüber abzufangen. Der Bogenschub wirkte auf die geschwächte Wand an der Nordwestecke ein. Weitere Schwächungen verursachten ein Türdurchbruch zu einem Abtritt(?) im 1. Obergeschoß und ein in die Giebelwand eingeschlitzter Kamin. In dem gestörten und schubbeanspruchten Gefüge bog die Nordostecke der Giebelwand aus. Mehrere, bis zu 40 mm breite Risse durchzogen das Mauerwerk. Im Abschnitt der Nische im Erdgeschoß lösten sich Steine aus dem Gefüge. Daraus entwickelte sich ein Wanddurchbruch, durch den man hindurchschauen konnte. Die Lastkonzentration am Fuß der Nordostecke bewirkte so hohe Kantenpressungen, daß es zu einer Steinabplatzung und zu Spaltzugrissen in zwei Eckquadersteinen kam. Zu den Rissen im westlichen Teil der Nordwand trugen vermutlich nachträglich hergestellte Wanddurchbrüche und Baumaßnahmen auf dem Nachbargrundstück bei.

Auf der Ostseite des Kaminblocks führte eine Treppe vom Erdgeschoß in den Gewölbekeller. Vermutlich lagen die Treppenstufen auf gemauerten Wangen. Beim Abbau der Treppe entfernte man auch das Wangenmauerwerk. Dabei lösten sich auch Steine aus dem Kaminblock, so daß es am Mauerfuß des Kamins zu Unterschneidungen kam. Aus dem einmal gestörten Mauergefüge lösten sich weitere Steine. Lastumlagerungen verursachten Risse im Mauerwerk. Ferner entstand auf der Nordseite des Kamins im Erdgeschoß eine Abbruchkante.

## Instandsetzungsmaßnahmen

Ausgehend von den Befunden und den Nutzungsanforderungen wurden aus funktionalen und bauphysikalischen Erwägungen heraus keine Feuchträume in der Hühnerfautei untergebracht. Der Anbau wurde belas-



sen und instand gesetzt. Im Erdgeschoß wurden Toiletten eingerichtet und der Raum im Obergeschoß als Stuhllager ausgewiesen. Einen Küchenraum und die Hausanschlüsse brachten wir in einem neuen Nebengebäude unter, das mit einer neuen Trafostation auf dem Areal der Hühnerfautei kombiniert wurde.

Eine Nutzungsbeschränkung für den Dachraum trug dazu bei, geschwächte Balken der Decke über dem 2. Obergeschoß zu bewahren. Der Dachstuhl wurde zimmermannsmäßig repariert, die Sparren durch neue Hölzer ersetzt. Das Raumgefüge im 2. Obergeschoß wurde unverändert erhalten.

Die schadhafte Balken der Decke über dem Erd- und 1. Obergeschoß wären unter Beibehalt der zusätzlichen Beanspruchung aus der versetzten Anordnung der tragenden Fachwerklängswände nicht zu reparieren gewesen. Um den Kraftfluß günstiger zu gestalten, wurde eine subsidiäre Stützkonstruktion entwickelt. Jetzt tragen im Erd- und 1. Obergeschoß Stahlstützen aus Rundrohren von 140 mm Durchmesser und Längsunterzüge aus Stahlprofilen HEB 160, angeordnet in der Achse, in der im östlichen Teil des 1. Obergeschosses die Fachwerklängswand stand, die Decken. Von der Fachwerkwand, die abgebaut werden mußte, konnten das Rähm und der Stiel vor der östlichen Giebel-

■ 18 Der kleine neugeschaffene Saal im 1. Obergeschoß im Zustand kurz vor der Fertigstellung (1998) mit Blick nach Osten. Anstelle der entfernten Mittelwand das zur Erhaltung der verformten originalen Deckenbalken notwendige, bis ins Erdgeschoß durchgehende neue Stützsystem.

wand in Verbindung mit einem Stück Schwelle erhalten werden. Die Unterzüge der Stahlkonstruktion binden nicht in die Giebelwände ein, sondern kragen zu den Wänden hin aus. Die Stahlstützen stehen im Erdgeschoß frei vor der Fachwerklängswand. Die Stellung der Stützen wurde auf die Struktur der Fachwerkwände, den Kaminblock, die Kellerabgänge und die Deckenfelder über dem Erdgeschoß abgestimmt. Es gibt keine gleichen Achsmaße zwischen den Stützen. Mit Rücksicht auf die geringe Raumhöhe im 1. Obergeschoß wurde der Unterzug unter dem Rähm nicht in einer Höhe über die gesamte Gebäudelänge durchgezogen, sondern höhenversetzt in zwei Unterzugsabschnitten ausgeführt.

Die Abfangkonstruktion entlastet insbesondere die verbliebenen Abschnitte der Fachwerklängswände im Erdgeschoß und den Kaminblock. Auf diese Weise konnten die durch Insektenlarvenfraß und Vermorschung geschwächten Hölzer im westlichen Abschnitt der Wand belassen, die Arbeiten am Kaminblock auf Mauerwerksergänzungen beschränkt und ein Maueraustausch vermieden werden.

Die Fachwerkwandabschnitte im Erdgeschoß, den Kaminblock und die Keller zu erhalten, war eines der erklärten Ziele. Nach den Befunden und

deren Bewertung ließ sich unseres Erachtens ein großer Raum, wenn überhaupt, nur im 1. Obergeschoß realisieren. Ausschlaggebend waren letztlich die Ergebnisse ergänzender restauratorischer Untersuchungen, die Gespräche über die Wirkung und Erscheinung einer unveränderten bzw. rekonstruierten Südfassade und ein Abwägen funktionaler Nutzungsmöglichkeiten. Mit der Entscheidung für den Einraum im 1. Obergeschoß war der Einbau einer neuen Innentreppe vom Erd- in das 1. Obergeschoß verbunden. Der Treppenausschnitt wurde dort ausgeführt, wo die Deckenhölzer über dem Erdgeschoß besonders schadhaft waren und Substanzverluste auch ohne den Einbau einer Treppe unvermeidbar gewesen wären. Die Balken am Treppenauge stützen sich im Erd- und im 1. Obergeschoß auf einer Konstruktion ab, die sich aus der Subsidiärkonstruktion entwickelt. Um Hinzugefügtes gegenüber Originalem und Repariertem kenntlich zu machen, wurden die neuen Stützkonstruktionen und die neuen Elemente des Ausbaus – Treppe, Fenster, Stege u. a. – einheitlich in Stahl gestaltet.

Der Umfang der Schäden und Mängel machte zahlreiche Reparaturen am Holz- und Mauerwerk erforderlich. Die Holzreparaturen wurden zimmermannsmäßig ausgeführt, das Mauer-



■ 19 Der flachgedeckte Bohlenkeller, nach Osten.

werk mauerermäßig instand gesetzt. Ergänzend mußte die östliche Giebelwand durch den Einbau von Spann- und Nadelankern ertüchtigt werden. Deckenhölzer mit Ausnehmungen, die die Lage ehemaliger Kamine oder Treppen dokumentieren, wurden im Gefüge belassen, auch wenn sie schadhaft und kaum noch tragfähig waren. Ihre Beanspruchung wurde durch den Einbau von Zwischenstützungen reduziert. Ebenso wurden die Bohlen über dem südwestlichen Keller trotz ihrer Schäden erhalten, indem wir über den Bohlen einen begehbaren Steg und unter den Bohlen ein Eisenband als Bohlenaufleger anordneten. Das Eisenband befestigten wir mit Hängern, die wir zwischen den Bohlen durchsteckten, am Brückensteg. In ähnlicher Weise halfen wir einem Deckenbalken über dem 2. Obergeschoß, auf dem die Fachwerkwand im Dachgeschoß steht. Fachwerkwand und Deckenbalken hingen wir an Gebinden im Dach auf.

Die Konsolen im 1. Obergeschoß, auf denen die Streichbalken der Decke aufliegen, haben unregelmäßige, teils große Abstände. Mehrere Konsolsteine, darunter Steine mit Farbfassung, wiesen Abplatzungen oder Aufspaltungen auf. Dübellöcher, insbesondere aber Ausnehmungen im Abschnitt der Fenster, reduzierten die Tragfähigkeit der Streifbalken. Daher

wurden sie, wo erforderlich, an Stahlkonsolen aufgehängt, die über den Streifbalken in Höhe der Deckenbalken angeordnet und die mit Nadeln in der Wand verankert wurden. Wir bemühten uns, mit differenzierten, auf das Einzelproblem abgestimmten Konstruktionen so viel wie möglich vom Bestand zu bewahren und so wenig wie möglich zu verändern. Dafür ein weiteres Beispiel: Um die originalen Sassen in den Ankerbalken aus der Zeit 1250/51 nicht anzutasten, schlossen wir die neuen Sparren nicht unmittelbar an die Ankerbalken an, sondern setzten sie auf Schwellen, die wir außerhalb der Sassen an den Deckenbalken befestigten.

Im neuen „Hühnerfautei-Museum“ wird das Denkmal selbst Ausstellungsobjekt mit einer Fülle von Detailinformationen sein. Das erforderte ein zurückhaltendes Eingehen auf die differenzierten Fassungsbefunde. Die neue Farbgebung soll zusammenfassen und in der gegebenen Detailfülle zur Beruhigung beitragen.

R. Pörtner

## Restaurierung

Von Anfang an bestand Einvernehmen darüber, die zu Beginn der Sanierung 1994 noch zu etwa 60% vorhandenen historischen Putzlagen und

Oberflächen zu erhalten, soweit als möglich zu sichern und in artgleichem Material zu ergänzen. Dabei wurde der Anwendung historischer Handwerkstechniken besonderes Augenmerk gewidmet. Auch wurden alle historischen Fenster aufgearbeitet und das Dach wieder mit den vorhandenen handgestrichenen Biberschwanziiegeln eingedeckt. Die Ausgangssituation im Gebäudeinneren ist durch eine ausführliche Kartierung der Putzflächen und der Schäden dokumentiert sowie durch ein Raumbuch mit Fotos belegt. Die verschiedenen Fassungs Zustände und Abfolgen sind in einem Befundgutachten erfaßt, dessen Erkenntnisse 1995 noch einmal mit dem neuesten Bauforschungsstand abgeglichen und bauphasenbezogen ausgewertet wurden. An dieser Stelle sei zusammenfassend das Ergebnis unserer Restaurierungsüberlegungen referiert und der aktuelle Restaurierungszustand erläutert.

Die grundsätzliche Aufgabe bestand darin, zwischen den vorgefundenen Befundsituationen mit den erhaltenen Spuren der historischen Nutzungsgeschichte und den durch die neuen Nutzungsanforderungen geschaffenen Raumbedingungen und Zuschnitten zu vermitteln. Dies machte es notwendig, bei zwar gleichem handwerklichem Restaurierungsansatz für jedes Stockwerk ein unterschiedliches Fassungskonzept zu entwickeln.

Keine Probleme bereiteten in dieser Hinsicht die beiden Keller, die als untergeordnete Räume unverändert blieben. Alle Oberflächenzustände (Fußbodenbelag, Bohlendecke, Gewölbe) brauchten daher lediglich konserviert zu werden unter Erhaltung ihrer Altersspuren. Keine Grundrißveränderungen gab es auch im 2. Obergeschoß. Da bis auf die Diehlung alle historischen Innenausbaulemente erhalten waren und das Wandgefüge im wesentlichen intakt war, wurde eines der nachgewiesenen Anstrichkonzepte aus der Jahrhundertwende (um 1900) aufgegriffen, als die letzte relevante Modernisierung dieser Wohnung erfolgte. Dieses Stockwerk spiegelt somit unter



■ 20 Erdgeschoß nach Westen mit Blick auf die neue Erschließungstreppe und die Tragkonstruktion aus Stahl.

museumsdidaktischen Gesichtspunkten am unmittelbarsten die Wohnverhältnisse wider, wie sie in ähnlicher Form auch in den anderen Geschossen vorhanden waren.

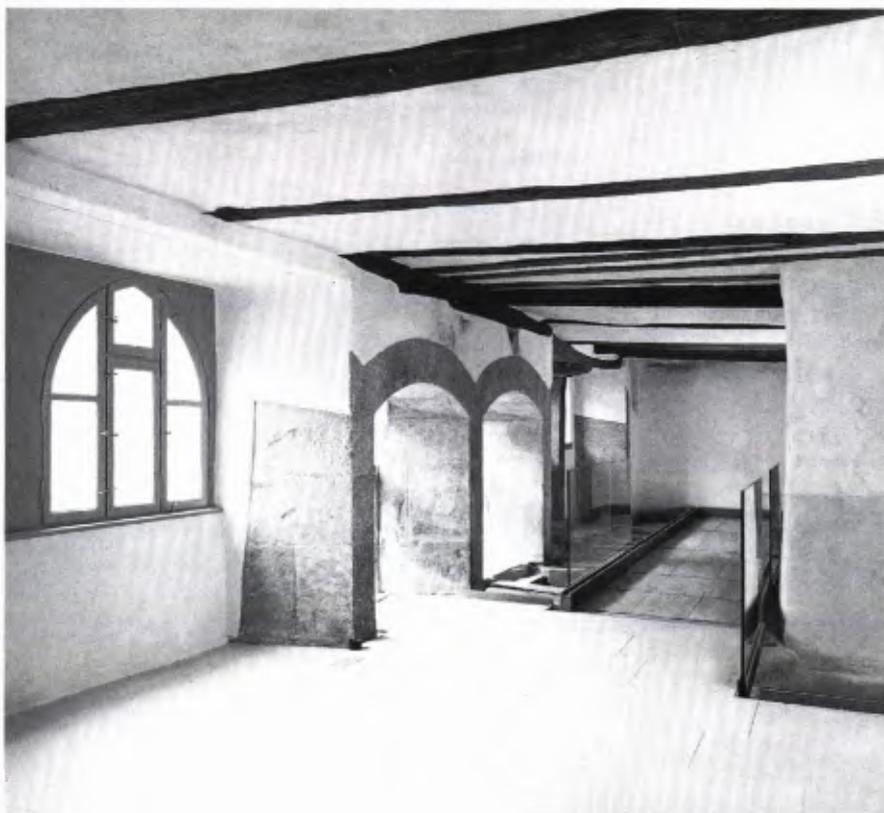
Völlig anders verhält es sich in den beiden anderen Geschossen. Im Erdgeschoß blieb von dem letzten, zum Teil provisorischen Grundrißgefüge lediglich die aus Fachwerk bestehende Längswand als Rückgrat der Tragkonstruktion übrig, einschließlich der aus verschiedenen Zeiten stammenden unterschiedlich verputzten historischen Deckenkonstruktionen. Zunächst war daran gedacht, die beiden längs gerichteten Räume nicht nur durch den neuen Sandsteinplattenboden (der den Bereich des bohlen gedeckten Kellers ausspart) zu vereinheitlichen, sondern auch durch ein Fassungskonzept, bei dem alle Oberflächen einheitlich weiß mit Kalk überputzt worden wären, zumal hier nur geringe Reste von Originalputzflächen den Jahrhunderte langen Zerstörungsvorgängen entgangen waren und die Umfassungswände weitgehend neu verputzt werden mußten. Um jedoch die seit 1559 ständig wechselnden Nutzungen von Wohnen, Gewerbe und Stall bis zur Lagerhaltung nicht ganz in Vergessenheit geraten zu lassen, beschränkte man sich auf eine Kalkung der Putzflächen und ließ die Fachwerkwand, die Deckenbalken und die Sandsteinflächen material-sichtig, wie sie es zum Teil waren. Lediglich die Eingänge wurden hervorgehoben, in dem dort die Fassadenfarbe nach innen hereingezogen wurde. Die neuen Elemente der internen Treppenschließung sowie der Brücke über die Bohlendecke fügten sich in ihrer transparenten Konstruktion zurückhaltend ein.

Im 1. Obergeschoß schließlich sind zugunsten eines Großraumes die in nachklösterlicher Zeit eingebauten historischen Wände bis auf die Treppe entfernt worden, und ein kleiner Saal ist entstanden, wie er in ähnlicher Form einmal im Erdgeschoß bestanden haben mag. Der Raumeindruck wird maßgeblich durch die unregelmäßige Reihung der mächtigen Wandkonsolen und die unterschiedlich hohen, in ihrer Verformung belas-

senen Deckenbalken bestimmt. An der Südwand wurden im Bereich des ehemaligen südöstlichen Raumes Befundfenster offen stehen gelassen mit den Resten historischer Raumfassungen. Außerdem erzeugt die in ihrer Höhe – wegen eines in situ belassenen Unterzuges – verspringende Längsunterstützung aus Stahl den Eindruck einer Zweischiffigkeit, die noch durch die farbliche Unterbrechung des Breitdielenbodens verstärkt wird. Dem neuen Raumzuschnitt entspricht ein freies Fassungskonzept, das in seiner zurückhaltenden Farbigkeit und in seinen schlichten, die Architektur gliedernden Absetzungen vorgefundene historische Gestaltungsprinzipien reflektiert. Zur Beruhigung der Raumwirkung und Konzentration der Raumstimmung wurden auch die Balken in der Wandfarbe überfaßt, so wie es seit der Aufgabe der farbigen Fachwerkfassungen spätestens seit dem 18. Jahrhundert der Fall war.

Bei der Farbgebung der Außenfassaden standen zwei Alternativen zur Diskussion, nachdem man sich entschlossen hatte, vor allem aus bauphysikalischen Gründen den auf Dauer problematischen jüngeren Zementputz abzunehmen und durch Kalkputz zu ersetzen; entweder eine farbneutrale helle Kalkfassung, so wie sie

seit der Jahrhundertwende für die Putzflächen belegt ist, die den Bereich der Sandsteingewände ausspart, oder eine dann ausgeführte rote Farbfassung (siehe Titelbild), wie sie die wenigen, leider nicht zusammenhängenden Außenfarbbefunde nahelegen. Nachdem zunächst nur Spuren verschiedener Rotfassungen im Bereich der Eckquader mit Resten eines Begrenzungsstriches gefunden wurden, kamen schließlich nach Abnahme des neuzeitlichen Traufbretts im Zusammenhang mit der Dachreparatur weitere rot gefärbte Putzbefunde entlang der Mauerkrone zutage, die wohl im Zusammenhang mit der Dacherneuerung 1745 stehen, aber auch noch später möglich sind. Das Aufgreifen dieser Farbe erfolgte jedoch primär nicht in historisierender Absicht, sondern vielmehr in dem Bemühen, die verschiedenartigen Bauzustände an der Fassade farblich übergreifend zusammenzufassen. Die Laibungs- und Gewändeflächen der aus unterschiedlichen Zeiten stammenden Fenster, die Portale und die Eckquader werden in freier Umsetzung der Befunde zur Gliederung der Fassadenflächen noch etwas dunkler abgefaßt und mit einem Begleitstrich umfahren (zur Zeit der Aufnahme noch nicht ausgeführt). Außerdem verleiht die neue Farbgebung dem bislang relativ unscheinba-



■ 21 Erdgeschoß mit Brücke über den bohlen gedeckten Keller, nach Südwesten.



■ 22 Das 1. Obergeschoß, nach Westen.

■ 23 Blick nach Westen im 2. Obergeschoß.



Dendrochronologie, Bauforschung: Burghard Lohrum, Ettenheimmünster;  
 Fotogrammetrie: Landesdenkmalamt, Referat 35;  
 Fotografische Dokumentation: Landesdenkmalamt, Bernd Hausner;  
 Restauratorische Befundgutachten: Ute Schlee, Karlsruhe; Inge Kumlehn, Sandhausen;  
 Restauratorische Begleitung, Befundbeobachtung: Dieter Zopf, Weinheim;  
 Putz- und Schadenskartierung: Wilfried Maag, Inge Kumlehn, Sandhausen;  
 Zeichnungen: Jutta Nissel, Judith Risse, Bernd Säubert, Karlsruhe;  
 Nutzungsgutachten: Otfried Weis, Uta Hassler;  
 Gebäude- und Tragwerksplanung, Baudurchführung: Planungsbüro Wenzel, Frese, Pörtner, Haller (WFPH) Karlsruhe; Rudolf Pörtner, Hubert Baumstark, Beate Malsam.

#### Literatur:

Konrad Bedal, *Historische Hausforschung*, Bad Windsheim 1993.  
 Robert Edelmaier, *Das Kloster Schönau. Ein Beitrag zur Baugeschichte der Zisterzienser*, Heidelberg 1915.  
 Kurpfälzisches Skizzenbuch, *Ansichten Heidelbergs und der Kurpfalz um 1600*, hrsg. von Hanns Hubach, Heidelberg 1996, S. 28 (zur Datierung), S. 100, Abb. XXII.  
 Thomas Ludwig, *Das romanische Haus in Seligenstadt*, Stuttgart 1987.  
 Dietrich Lutz, *Die sog. Hühnerfautei in Schönau*, in: *Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg* 1983, S. 220–224.  
 Meinrad Schaab, *Die Zisterzienserabtei Schönau im Odenwald*, Heidelberg 1963.  
 Anita Wiedemann, *Katalog der romanischen Wohnbauten in westdeutschen Städten und Siedlungen*. (Das deutsche Bürgerhaus Bd. XXXIV), Tübingen 1983.

ren Gebäude ein seiner neuen Bedeutung angemesseneres Gewicht innerhalb seines teilweise sehr bescheidenen Umfeldes und kompensiert gleichzeitig in zurückhaltender Form den Verzicht auf spektakuläre, publikumswirksame Rückbaumaßnahmen an den Fassaden, wie sie beispielsweise bei dem von Thomas Ludwig vorgestellten romanischen Haus in Seligenstadt von 1187 vollzogen wurden. Schließlich wird durch die rote Farbfassung wieder ein optischer und städtebaulicher Bezug zu dem ähnlich sandsteinroten, benachbarten Herren-

refektorium hergestellt, so daß diese beiden übrig gebliebenen romanischen Gebäude nun gleichsam farblich geschwisterlich vereint als klosterzeitliche Zeugnisse in neuer Weise städtebaulich erfahrbar werden.

R. Laun

#### Gutachten und Dokumentationen:

Bauaufnahme, Bauforschung: Landesdenkmalamt Referat Mittelalterarchäologie, Dietrich Lutz, Hans Peters;

**Dr. Rainer Laun**

LDA · Bau- und Kunstdenkmalpflege  
 Durmersheimer Straße 55  
 76185 Karlsruhe

**Dr.-Ing. Rudolf Pörtner**

Rudolfstraße 15  
 76131 Karlsruhe

# Das älteste Fachwerkhaus in Reutlingen

Barbara Scholkmann / Tilmann Marstaller / Anke Scholz



■ 1 Reutlingen, Ausschnitt aus dem Katasterplan von 1842. 1 Pfäfflinhofstraße 4–6; 2 „Hofstatt“; 3 Tübinger Tor.

## Die Ausgrabung

Auf dem Grundstück des bislang ältesten datierten Wohngebäudes im Kreis Reutlingen, des Gebäudes Pfäfflinhofstraße 4 in Reutlingen, wurde von August bis Oktober 1996 eine archäologische Untersuchung als Lehrgrabung der Universität Tübingen unter Leitung von Frau Prof. B. Scholkmann durchgeführt. Zur Finanzierung des Projekts trug ein namhafter Betrag des Landesdenkmalamtes Baden-Württemberg, Stuttgart bei, die technische Ausstattung stellte das Landesdenkmalamt, Referat Mittelalterarchäologie der Außenstelle Tübingen, zur Verfügung. Im Rahmen eines Auswertungspraktikums und darüber hinaus bemühten sich zahlreiche Studierende um die Aufarbeitung des Fundmaterials.

Die archäologische Untersuchung war aufgrund von zu erwartenden Bodeneingriffen im Zuge der Neugestaltung der Pfäfflinhofstraße notwendig geworden. Sie wurde nach Abbruch des bauarchäologisch erforschten Gebäudes durchgeführt. Das Ausgangsniveau bildete die dadurch entstandene moderne Oberfläche. Um die Verknüpfung der untersuchten, aufgehenden Bausubstanz mit den archäologischen Quellen zu gewährleisten, wurde auf eine Abplanierung moderner Schichten verzichtet.

## Zur topographischen Lage

Das Grundstück Pfäfflinhofstraße 4 liegt am nordwestlichen Stadtrand, mitten in dem als „Gerberviertel“ über-

lieferten Teil der ehemaligen freien Reichsstadt Reutlingen. Hier befand sich ein geschlossen wirkender Häuserblock, der westlich unmittelbar an den sich zwischen Tübinger Tor und Mühltor erstreckenden Teil der Stadtmauer grenzt. Südlich, östlich und nördlich wird die ehemalige Häuserzeile von dem im Katasterplan von 1842 als „Bachgasse“ (heute Pfäfflinhofstraße) bezeichneten Straßenzug begrenzt. Unmittelbar östlich davon liegt das Areal der „Hofstatt“, die in der lokalen Geschichtsforschung als eine der frühen Keimzellen Reutlingens angesehen wird. Die sich daran anknüpfende Frage nach archäologischen Hinweisen auf eine vorstädtische Besiedlung in diesem Bereich war eine der Problemstellungen der Grabung.

## Die bauarchäologische Untersuchung

Das Gebäude Pfäfflinshofstraße 4 wurde vor dem Abbruch im Juli 1996 durch eine teils auch an der nachfolgenden Grabung beteiligte Arbeitsgruppe Tübinger Studenten bauarchäologisch und gefügekundlich untersucht. Durch die dendrochronologische Datierung der Bauhölzer durch H.-J. Bleyer (Rottenburg) konnten größere Teile einer 1337 errichteten Wand (die Nordwand des bestehenden Baus) als ältestes erhaltenes Bauteil ermittelt werden. Sie gehörte zu einem ursprünglich zweigeschossigen, traufständigen Fachwerkbau, welcher sich gesichert nach Norden hin in den

Bereich von Pfäfflinshofstraße 2 erstreckte. Ansätze von Unterzügen und einer Bretterwand belegten jedoch auch eine konstruktive Verbindung zu einem südlich angrenzenden Gebäude (Pfäfflinshofstraße 4), dessen südliche Wandseite eine noch in Erdgeschoßhöhe erhaltene, ursprünglich wohl ebenfalls zweigeschossige, massive Brandschutzwand mit einer Wandstärke von 0,7–0,8 m bildete. Beide Wandteile wurden in den nur 27 Jahre später, nun dreigeschossig aufgeführten Neubau des Hauses Pfäfflinshofstraße 4 integriert. Beobachtungen an der Nordwand ließen vermuten, daß das ältere Gefüge zur Errichtung der neuen Westwand gekürzt wurde.

Der Überprüfung dieser Beobachtung sowie der Frage nach dem Grund dieser so rasch aufeinanderfolgenden Bauvorgänge, insbesondere in Bezug auf das bauliche Verhältnis zu der in diesem Bereich verlaufenden Stadtmauer, galt das Hauptinteresse der archäologischen Untersuchung. Hinzu kamen die Fragen nach einer möglichen Vorgängerbebauung sowie nach archäologischen Nachweisen für die einstige Nutzung des Gebäudes. Die Lage im historischen Gerberviertel mit dem seit dem Ende des 13. Jahrhunderts in schriftlichen Quellen belegten Gerberhandwerk ließ eine Gerberei vermuten, von der sich jedoch am erhaltenen Gebäude keine Spuren fanden.

## Die Ergebnisse der Ausgrabung

Der geologische Untergrund konnte an keiner Stelle der Grabung erreicht werden. Als ältester Befund trat eine humose Schicht mit Holzkohleeinschlüssen zutage, die möglicherweise auf eine ältere vorgeschichtliche Besiedlung hinweist. Darüber lag der überall im Reutlinger Stadtgebiet anzutreffende gelbe Echazschotter. Dieser wird wiederum überdeckt von einer bis zu 0,5 m mächtigen Kulturschicht, die aufgrund von Streufunden zumindest eine in der Nähe liegende, wohl vorstädtische Siedlung belegt. Zuordenbare Befunde konnten jedoch nicht erfaßt werden.

Die ältesten baulichen Zeugnisse stellen Teile der nach Ausweis der Schriftquellen in der 1. Hälfte des 13. Jahrhunderts errichteten Stadtmauer dar, welche im Westen der Grabungsfläche angeschnitten wurde (Abb. 4 u. 5). Das Nord-Süd-gerichtete Mauerfundament ist in die schon erwähnte Kulturschicht eingetieft. Das Ausgangsniveau für die Errichtung konnte nicht erfaßt werden, da es durch den Einbau von Gerberfässern und Sickergruben am Ende des 19. Jahrhunderts stark gestört war. Das Mauerfundament wurde als Zweischalenmauerwerk errichtet. Davon konnte nur die östliche Mauerschale aus großen, grob zubehauenen Sandsteinen in ei-



■ 2 Das Gebäude Pfäfflinshofstraße 4 vor dem Abbruch 1996. Hier wurden dann die bauarchäologischen Untersuchungen durchgeführt.

ner Breite von bis zu 0,8 m freigelegt werden. Bemerkenswert ist, daß die Mauer im südwestlichen Teil einen deutlichen Knick nach Westen hin aufweist, wie es auch der Katasterplan von 1842 (Abb. 1) im Gegensatz zum Urkataster von 1820 wiedergibt.

Unmittelbar nach Errichtung der Stadtmauer scheint die Parzelle zunächst noch nicht überbaut worden zu sein. Eine Nutzung belegt jedoch der im nördlichen Hofbereich angeschnittene Überrest einer Filterzisterne, zu der eine mit ausgewaschenen Kieseln und Hohlziegeln verfüllte Ausschachtung gehört.

Von einem ersten Gebäude konnten die erhaltenen Umfassungswände des Kellers, die massive Südwand sowie größere Teile des westlichen Schwellfundamentes nachgewiesen werden. Während sich die Flucht der ehemals aufgehenden Ostwand mit großer Wahrscheinlichkeit mit dem Verlauf der Kellerostwand deckte, kann über die Lage der nördlichen Außenwand des Gebäudes keine konkrete Aussage gemacht werden. Denkbar wäre aber auch hier ein Wandverlauf in der Flucht der Kellerwand, wodurch sich ein außerordentlich langgestreckter, leicht trapezförmiger Grundriß von etwa 7,6–9,2 m Breite und 4 m Länge ergeben würde.

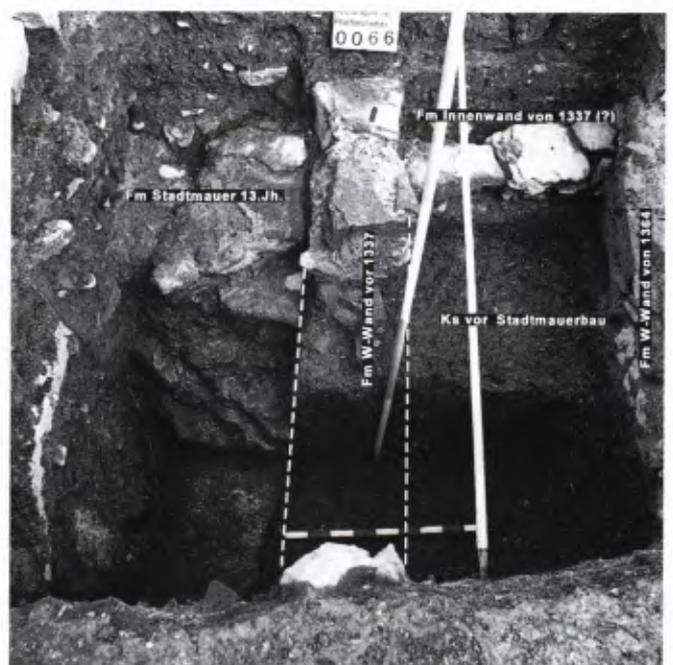
Die etwa 0,5 m starken Wände des ca. 4 × 3,5 m großen Kellers bestehen aus grob zubearbeiteten Kalksandsteinen,

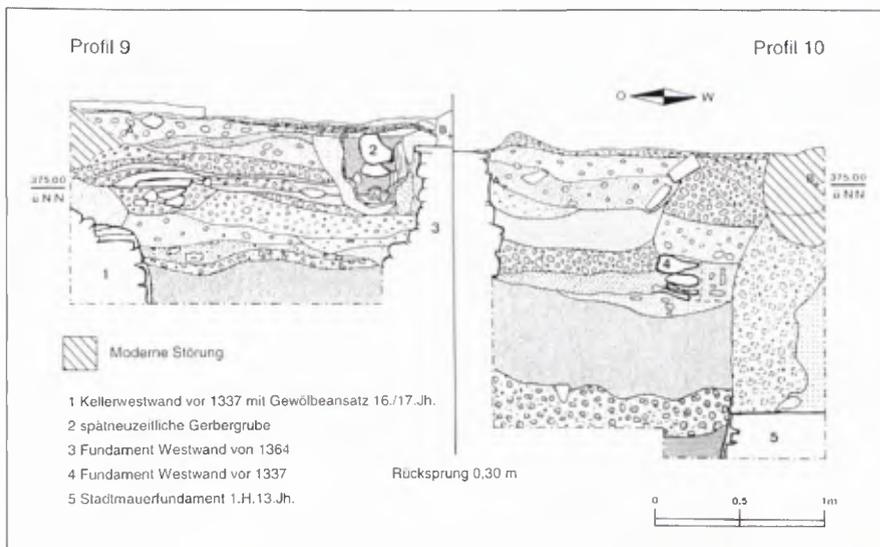
die in regelmäßigen Lagen gegen die Grubenwänden geschichtet wurden. Der dabei verwendete, graue Lehmörtel diente gleichzeitig zur Abdichtung der Kellerwände gegen das feuchte Erdreich. Die Westwand des ursprünglich flach gedeckten Kellers bildete dabei einen etwa 0,3 m aus dem Boden aufragenden Schwellsockel für eine darauf verlegte Schwelle oder Mauerlatte, von der sich Reste nachweisen ließen. Das Schwellholz war in eine Aussparung in der massiven Südwand eingelassen. Den westlichen Abschluß des ältesten Baus bildete ein etwa 0,4 m breites Schwellfundament, das unmittelbar an die Stadtmauer gesetzt wurde. Der aus unregelmäßig ohne Mörtelbindung aufgeschichteten, unbearbeiteten Steinen gebildete Schwellsockel ist an seinem nördlichen Ende punktfundamentartig auf 0,7 m Breite verstärkt, was für die Annahme eines kräftigen Wandständers an dieser Stelle spricht. Die Südwestecke und damit die Anbindung an die massive Südwand wurde beim modernen Einbau einer Sickergrube ausgebrochen. Die Entstehung des ältesten Hauses fällt in den Zeitraum zwischen Errichtung der Stadtmauer und der 1337 errichteten Nordwand. Zwei dendrochronologisch auf 1289/90 datierte Bauhölzer, die sich im aufgehenden Gebäude in Zweitverwendung vorfanden, könnten demnach zu dem ältesten Bau gehört haben.

Von einem Umbau des Ursprungs-

■ 3 Südwestlicher Hausbereich von Osten (Fm: Fundament).

■ 4 Südwestlicher Hofbereich von Süden (Fm: Fundament, KS: Kulturschicht).





■ 5 Nordprofile 9 und 10 durch den südlichen Grabungsbereich.

baus zeugt das Schwellfundament der 1337 errichteten Nordwand. Das Fundament besteht aus in regelmäßigen Lagen mit Lehmörtelbindung aufgeschichteten, grob bearbeiteten Kalksandsteinen. Es ist gegen das nördliche Ende des älteren Westfundamentes gesetzt und stößt westlich gegen das Stadtmauerfundament.

Verknüpft man den archäologischen Befund mit den Ergebnissen der Bauaufnahme, so ergibt sich ein 1337 von Norden her an das bestehende Haus angefügter Bau, der ebenfalls unmittelbar an die Stadtmauer gesetzt wurde. Aus der Bauaufnahme geht jedoch hervor, daß auch das auf der unterstehenden Parzelle stehende Haus im Zuge dieser Baumaßnahme verändert worden sein muß. Möglicherweise ist dieser baulichen Veränderung ein ungefähr in der Hausmitte Ost-Westverlaufendes Fundament einer Innenwand zuzuweisen. Der nur 0,25–0,3 m breite aus zwei trocken aufgeschichteten Steinlagen gebildete Fundamentstreifen ist gegen das Westfundament des ältesten Baus gesetzt. An seinem östlichen Ende greift das Fundament in die oberste Steinlage der Kellerwestwand ein. Die Anbindungen wurden jeweils mit festem, hellem Kalkmörtel verstärkt. Die punktfundamentartigen Mörtelverstärkungen lassen jeweils auf einen Ständer des aufgehenden Fachwerkgerüsts und damit auf die Binnengliederung des Erdgeschosses schließen.

Nur 27 Jahre nach dieser Baumaßnahme erfolgte ein Neubau auf dem Grundstück von Pfäfflinshofstraße 4. Dabei wurde die bis dahin beste-

hende Anbindung des Gebäudes an die Stadtmauer gelöst und die neue Westwand in ca. 1,3–1,5 m Entfernung zur Stadtmauer errichtet (Abb. 4 u. 5). Die massive Südwand wie auch die Nordwand von 1337 wurden dabei um diese Länge gekürzt. Das Fachwerk der neuen Rückwand wurde über einer mit 1,2–1,3 m Höhe auffallend hohen, 0,4–0,6 m starken Schwellmauer aufgeschlagen, welche aus Stabilitätsgründen in den unteren Steinlagen breiter angelegt wurde. Der entstandene Zwischenraum zwischen Gebäude und Stadtmauer wurde durch Aufplanieren eingeebnet und erhielt eine kräftige Kiesauflage, die nahezu im gesamten Hinterhofbereich erfaßt werden konnte. Das infolge der Aufplanierungen im Hofbereich nun erheblich tiefer liegende Fußbodenniveau im Innern des Gebäudes wurde dagegen weitgehend beibehalten. Ebenso wurde der flach gedeckte Keller fast unverändert in das neue Gebäude übernommen. In dem erheblichen Unterschied von innerem zu äußerem Fußbodenniveau ist die Erklärung für die erstaunliche Höhe des westlichen Schwellfundamentes zu suchen, welches das Schwellholz zum Schutz vor Feuchtigkeit ein Stück aus dem im Hofbereich aufplanierten Erd- und Schuttmaterial anheben mußte. Im 16./17. Jahrhundert erfolgte ein Umbau des Kellers durch Einwölbung mit einer flachen Nord-Süd-orientierten Tonne. Als Widerlager dienten die Kellerwest- und Kellerostwand, deren innere Mauer- schale dazu im oberen Wandbereich ausgebrochen wurde.

In keiner der mittelalterlichen Baupha-

sen konnten Spuren der einstigen Nutzung des Gebäudes gefunden werden. Erst für die Zeit nach der Einwölbung des Kellers kann aufgrund der Funde von Hornzapfen, Resten ungelöschten Kalkes, welcher häufig zum Enthaaeren von Fellen benutzt wurde, sowie dem offenbar durch organische Einwirkung rot bis grünlich-gelb verfärbtem Kiesboden die Tätigkeit eines Gerbers oder gerbenden Schuhmachers vermutet werden. Einen sicheren Anhaltspunkt für Gerbertätigkeit bieten schließlich zwei jüngere Gruben im Innern des Gebäudes, die sich in der Südwestecke eingetieft erhalten hatten. In der einen Grube fand sich ein kleiner Holzdaubenbottich, in der anderen war ein Holzdaubenfaß eingelassen. Beide Behälter erhielten einen wasserundurchlässigen Lehm mantel. Eindeutig zuweisbares Fundmaterial, wie z. B. Lederreste, konnten jedoch nicht geborgen werden.

## Überreste der Sachkultur

Das Fundmaterial der ältesten, gesichert erfaßten Kulturschicht, in welche die Stadtmauer eingetieft wurde, belegt über Streufunde eine hochmittelalterliche Ansiedlung in der näheren Umgebung zumindest seit dem 11./12. Jahrhundert. Hierzu gehören Bruchstücke von Keramik der älteren gelbtonigen Drehscheibenware, darunter einzelne Fragmente von Ofenkacheln des 11./12. Jahrhunderts. Dem 12. Jahrhundert gehören neben wenigen Stücken der rotbemalten Feinware auch Fragmente von Gefäßen der älteren Albware an. In dieser Kulturschicht finden sich bereits Reste von Hornzapfen, welche als charakteristisches Abfallmaterial möglicherweise auf in der näheren Umgebung ausgeübtes Gerberhandwerk schließen lassen. Mehrere Metallschlacken deuten zudem auf Metallverarbeitung, die ebenso nicht näher lokalisiert werden kann. Die weit überwiegende Mehrzahl der keramischen Funde läßt sich der jüngeren, reduzierend gebrannten Drehscheibenware zuordnen. Leistenrandformen des 13. Jahrhunderts fanden sich vor allem in der Verfüllung der erwähnten Zisterne. Dem ersten, auf der Parzelle errichteten Haus konnten nur wenige



■ 6 Funde aus der 1364 eingebrachten Planierschicht im Hofbereich.

Funde zugeordnet werden, unter anderem das Henkelfragment einer Bügelkanne. Dafür fanden sich auch hier wieder Hornzapfen.

Der umfangreichste Fundkomplex der Grabung dagegen entstammt einer der eindeutig in Zusammenhang mit den Baumaßnahmen von 1364 eingebrachten Planierschichten im Hofbereich, was für die zeitliche Einordnung der Keramik von großer Bedeutung ist. Unter den zahlreichen Funden findet sich ein differenziertes Spektrum spätmittelalterlicher Haushaltskeramik, darunter Dreifußpfannen, Töpfe, Topfdeckel, Flüssigkeitsbehälter, Gluthauben und Lampenschälchen (Abb. 6). Glasur tritt sehr selten auf und auch nur an der Gefäßinnenseite oder am Gefäßrand. Unter den verhältnismäßig wenigen Bruchstücken von Ofenkeramik dominieren Teile von runden Blattnapfkacheln sowie viereckigen Schüsselkacheln. Mehrere Fragmente gehören zu einer grün glasierten Nischenkachel, die zu den Spitzenprodukten spätmittelalterlicher Ofenkeramik zu zählen ist. Zum Fundspektrum gehören auch mehrere Bruchstücke von Nuppengläsern, einige Eisennägel sowie zahlreiche Knochen aus Schlachtabfällen, darunter wiederum Hornzapfen.

## Ergebnisse

Obwohl es nicht möglich war, das gesamte Grundstück vollständig archäologisch zu untersuchen, liefern die Ergebnisse der Grabung doch einige neue Aspekte zur hoch- und spätmittelalterlichen Stadtgeschichte Reutlingens. Hierzu gehören zunächst indirekte Anhaltspunkte für eine in der nächsten Umgebung liegende, vorstädtische Handwerkersiedlung des 11./12. Jahrhunderts, die möglicherweise mit der sogenannten „Hofstatt“ in Verbindung zu bringen ist.

Von besonderer Bedeutung sind jedoch die baulichen Vorgänge im Zuge des Neubaus des Hauses Pfäfflinshofstraße 4 im Jahre 1364. Das zunächst unmittelbar an die Stadtmauer angebaute Haus wurde offensichtlich zur Schaffung eines schmalen Zwischenraumes, der als Durchgang genutzt werden konnte, von der Stadtmauer abgetrennt. Die Einrichtung eines sogenannten „Rondenweges“ entlang der Stadtmauer, welcher einen uneingeschränkten Zugang für Mensch und Material und damit eine bessere Verteidigungsfähigkeit der Stadtbefestigung gewährleistete, ist mit großer Wahrscheinlichkeit auf eine obrigkeitliche Maßnahme zurückzuführen. An-

laß hierfür gab es genug hinsichtlich der langanhaltenden Spannungen zwischen der Reichsstadt Reutlingen und den württembergischen Herzögen, in deren Besitz die ortsnahe Burg Achalm war. Die daraus resultierende, ständige Bedrohung der Stadt fand nur wenig später im sogenannten Städtekrieg 1377 mit der Belagerung Reutlingens ihren Höhepunkt.

Die beispielhaft unbürokratische Zusammenarbeit verschiedenster Institutionen ermöglichte nicht nur die Durchführung dieses Projekts, sondern auch die wissenschaftliche Auswertung der Grabungsergebnisse sowie der Ergebnisse der Bauforschung in Form zweier Magisterarbeiten am Institut für Ur- und Frühgeschichte und Archäologie des Mittelalters in Tübingen, von denen eine bereits abgeschlossen wurde.

Die dabei gewonnenen Ergebnisse zum Haus Pfäfflinshofstraße 4 sowie zum Hausbau im mittelalterlichen Reutlingen werden im Rahmen einer Ausstellung des Heimatmuseums Reutlingen von Ende September bis November 1999 der Öffentlichkeit vorgestellt. Zur Ausstellung wird ein Begleitbuch erscheinen, das vom Heimatmuseum Reutlingen herausgegeben wird.

**Prof. Dr. Barbara Scholkmann**

**Tilmann Marstaller**

**Anke Scholz**

Universität Tübingen

Institut für Ur- und Frühgeschichte

und Archäologie des Mittelalters

Schloß Hohentübingen

72 070 Tübingen

# Zur Wiedereinweihung von Schloß Gomaringen

Günter Kolb



■ 1 Blick auf Schloß Gomaringen, am Hang über dem Wiesaztal.

Schloß Gomaringen (Kr. Tübingen), der stattliche Bau hoch über dem Wiesaztal, ist seit mehr als 700 Jahren der herrschaftliche Mittelpunkt des Ortes. War seine herausragende historische Bedeutung in den vergangenen Jahrzehnten auch etwas in Vergessenheit geraten, so hat sie die Sanierung und der Ausbau des Schlosses zum Bürgerzentrum durch die Gemeinde Gomaringen wieder ins Bewußtsein einer breiten Öffentlichkeit gehoben. Die Fülle der bauhistorischen Befunde und der Umfang, in dem hochmittelalterliche Substanz bis auf unsere Zeit überkommen ist, überraschte jedoch auch die Fachleute und läßt heute das Schloß als eine der bedeutendsten erhaltenen Burganlagen der Region erscheinen.

Erbaut wurde das Schloß als wehrhafter Wohnsitz der niederadeligen Familie, die sich nach dem Ort von Gomaringen nannte und im Dienste der Grafen von Achalm und der Pfalzgrafen von Tübingen stand. Zu dieser ältesten Schicht, die zumindest auf das

frühe 13. Jahrhundert zurückgeht, gehören die mächtige Ringmauer über einem bergseitig eingetieften Graben, die das trapezförmige Areal des inneren Schloßhofes umzieht, aber auch der 1697 abgebrochene Bergfried, dessen gewaltiger Unterbau bei der Neugestaltung des Hofes im Nordosten zu Tage kam. Kennzeichen dieser stauferzeitlichen Bauphase sind die großen Buckelquader, wie sie – mit abgearbeiteten Buckeln – noch heute die Eckverbände auf der Talseite bilden und in den Wirtschaftsgebäuden des Vorhofes sekundär verbaut sind.

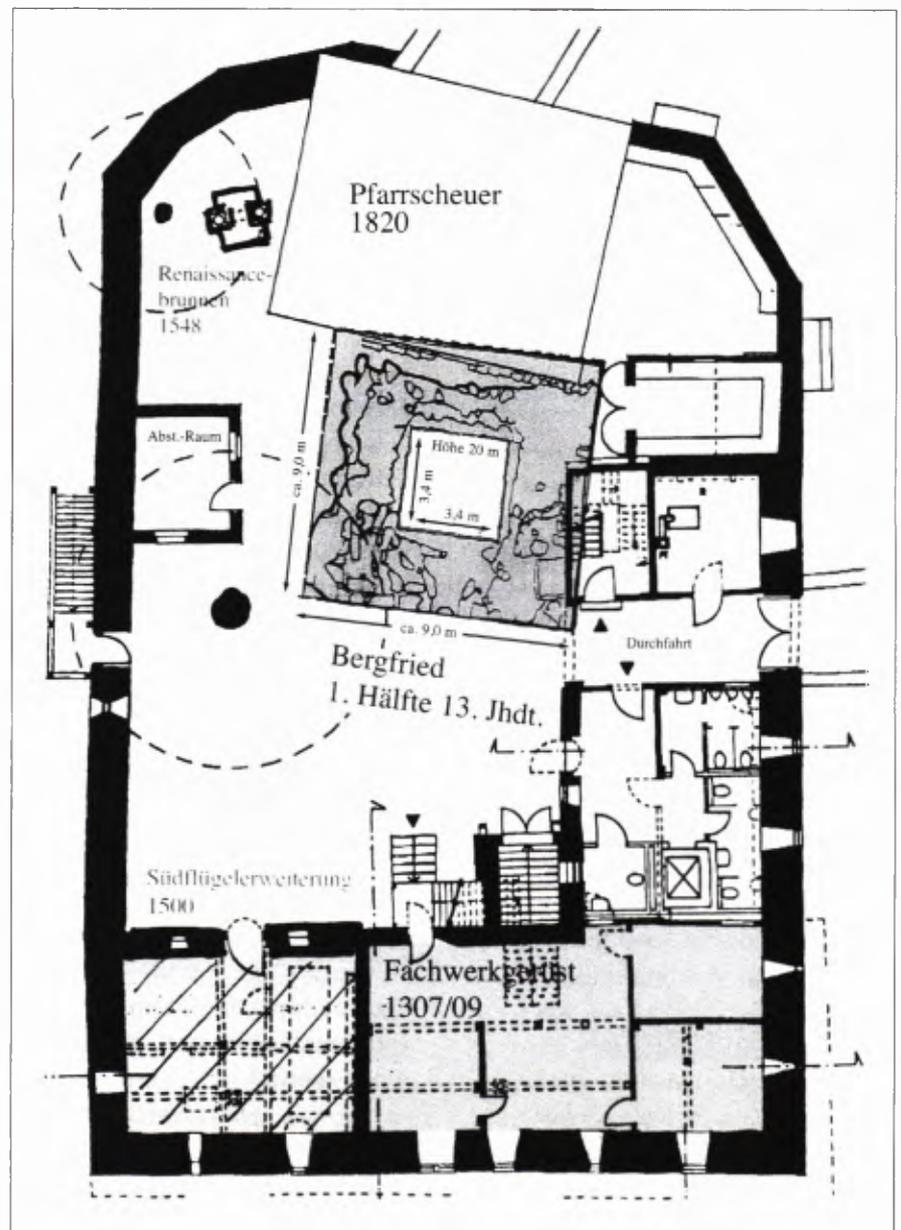
Den ältesten, genau datierbaren Kern des heutigen Schloßbaues bildet ein dreigeschossiges Fachwerkhause, das nach 1307 an die Südostecke der Ringmauer angebaut wurde und – wie heute noch – mit dem Obergeschoß talseitig weit über die Mauerkrone auskragte. Diese hochmittelalterliche Konstruktion aus Eichenholz blieb vor allem in den beiden unteren Ebenen mit den stockwerksübergreifenden Bundstäben und Aussteifungen so-



wie den Balkendecken und Dielungen so umfangreich erhalten, daß sich sogar die ursprüngliche Raumteilung sicher rekonstruieren läßt. Daß hier bereits gehobene Wohnbedürfnisse befriedigt wurden, belegen die geräumige heizbare Eckstube im Obergeschoß, die anhand der Schleifnuten in den erhaltenen Eckständern sicher rekonstruiert werden kann, sowie die Ausmalung einer neu ausgebrochenen Fensternische mit einem Teppichmuster aus Blattranken und gegenständigen Papageien wohl Mitte des 14. Jahrhunderts. Einer Umbauphase gut 100 Jahre später gehören die benachbarte Fachwerkwand, die eine Raumteilung aus Standbohlen ersetzte sowie die Wendebohlentüre an. Gleichzeitig war man aber auch schon zu ersten eingreifenden Repara-

■ 2 Südwestflügel und Innenhof von Schloß Gomaringen.

■ 3 Grundriß mit Bauperioden der Schloßanlage.



raturen gezwungen, vor allem im Bereich der Eckauskrugung unter der Stube, wo zahlreiche Kragbalken über der Mauerkrone gebrochen waren.

Nachdem 1499 die Ortsherrschaft Gomaringen endgültig in den Besitz der Reichsstadt Reutlingen im Namen ihres Spitals gelangt war, wurde das Schloß als Amtssitz der Vögte ausgebaut. Um 1500 entstand das westliche Drittel des Südflügels als zweigeschossiger Anbau, der im Erdgeschoß eine zum Hof hin offene Halle, im Obergeschoß je zwei Kammern an einem Mittelflur enthielt, die in erstaun-

lichem Umfang ihre bauzeitliche Ausstattung bewahrt haben. So wurden nicht nur die historischen Bodenbeläge aus Tonfliesen über den historischen Dielen aufgefunden und im nordwestlichen Eckraum sichtbar gelassen, sondern auch die ursprüngliche Raumfassung mit gelbem Fachwerk und grauer Begleitstrichmalerei im Flur sowie grauschwarzer Rankenmalerei in der südöstlichen Kammer aufgedeckt und konserviert. Die Räume des Heimatmuseums vermitteln so in Teilen ein anschauliches Bild einer spätmittelalterlichen Raumausstattung.

Überhaupt prägen die Baumaßnahmen während der Reutlinger Herrschaft das Erscheinungsbild des Schlosses. 1548 ließ Vogt Michael Klewer den Brunnenstock vom Reutlinger Steinmetzen Hans Huber in reichen Renaissanceformen gestalten.

1590 erfolgte ein tiefgreifender Umbau der Anlage unter Vogt Nikolaus Staud. Damals wurde der dreigeschossige Ostflügel hinter der mittelalterlichen Wehrmauer und im Anschluß an den Bergfried in seiner heutigen Form mit über zwei Geschosse reichenden Mittelstützen errichtet und der hochmittelalterliche Teil des Südflügels – also ohne den westlichen Anbau von 1500 – umgestaltet und aufgestockt. So entstand der einheitliche winkelförmige Baukörper unter einem gemeinsamen Satteldach, im Norden überragt vom mächtigen Turmpfeiler des Bergfriedes und im Südwesten hinter einem Steilgiebel um ein Geschöß abgetrept. Der Giebel war übrigens bis zum jüngsten Umbau des Daches zum Bürgersaal erhalten und im sog. „Barocksaal“ kam der Abdruck des niedrigeren Daches über dem Anbau von 1500 am ehemaligen Außenputz des Westgiebels zum Vorschein.

Das Äußere des Schlosses prägten reiche Zierfachwerkformen aus geschweiften Zierknaggen, Feuerböcken und Fächerrosetten, wie sie sich an Teilen der Ostfassade erhalten haben. Im Süden wurden solche Zierformen bei einem späteren Umbau zum Verschließen eines ehemaligen Fensters wiederverwendet. Hier kam auch die bauzeitliche Farbigkeit der Räume mit grauschwarz gestrichenem Balkenwerk und Begleitstrichmalerei zum Vorschein und kann als historisches Sichtfenster gezeigt werden, während sie in den Räumen des Ostflügels wieder unter Wandverkleidungen verborgen werden mußte. Leider wurde auch der großzügige, ursprünglich über die gesamte Gebäudebreite reichende „Ehrrn“ im neuen Obergeschoß des Südflügels wieder als Raum massiv abgeteilt.

Als am Ende des Dreißigjährigen Krieges 1648 die Reichsstadt Reutlingen



■ 4 Blick auf Wirtschaftshof und Schloß.

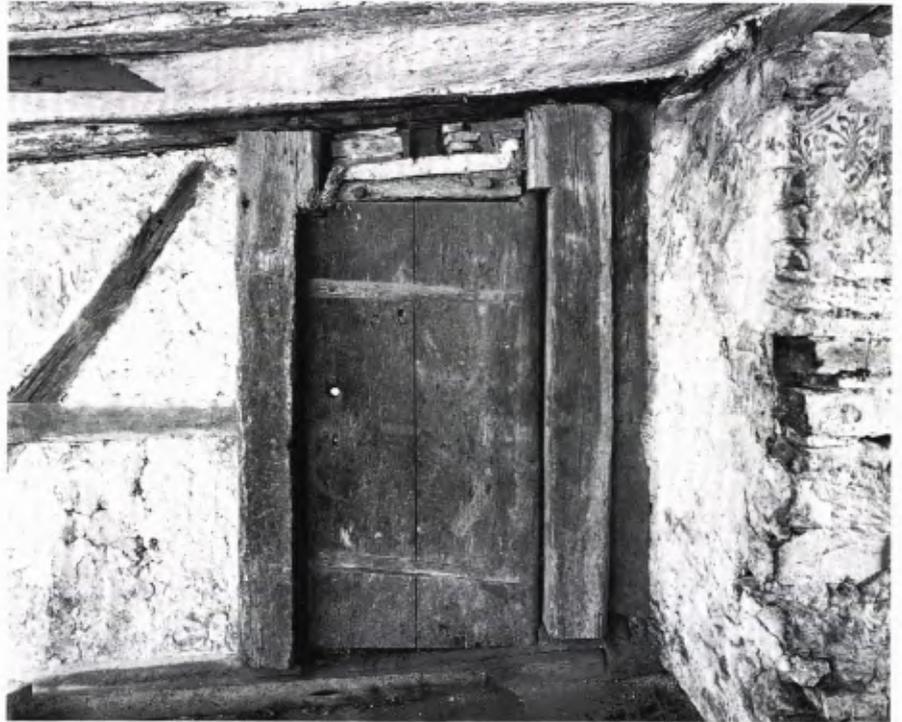
■ 5 Das Schloß von Süden.



■ 6 Wandmalerei mit Papageien im Zwischengeschloß.

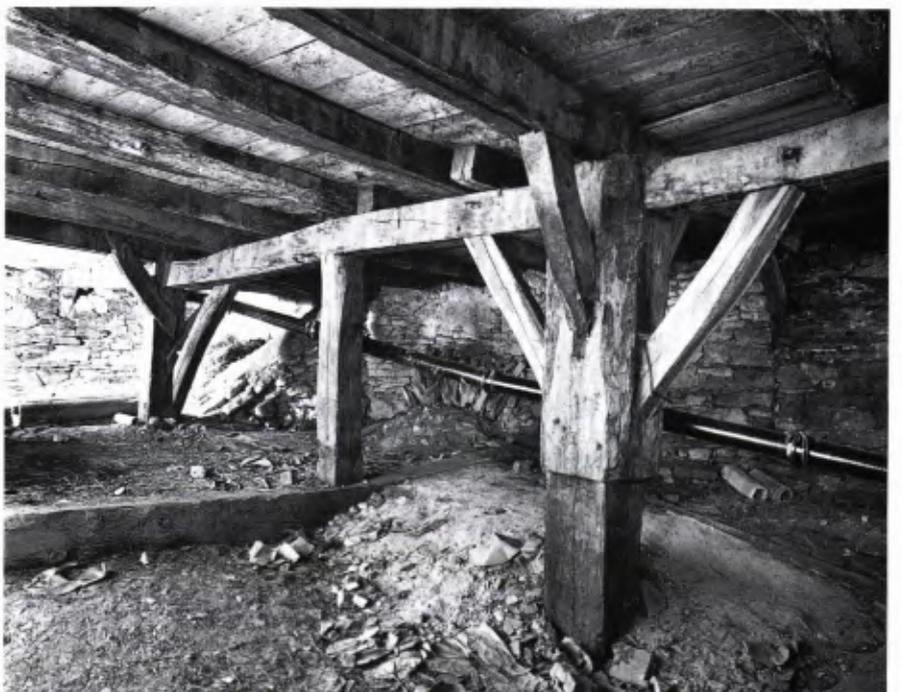
die Herrschaft Gomaringen aus Geldnot an den Herzog von Württemberg verkaufen mußte, zogen dessen Vögte ins Schloß ein. Bis auf notwendige Reparaturen und Instandsetzungsarbeiten sowie die Anlage eines Kellers 1661 unter dem hochmittelalterlichen Teil des Südflügels lassen sich zunächst keine größeren Bauarbeiten am Schloß nachweisen. Um so einschneidender war dann der Abbruch des mittelalterlichen Turmes 1697, der das Erscheinungsbild der wehrhaften

Burg in ein neuzeitliches Wohnschloß verwandelte. Seine Steine wurden für die Bauten der herrschaftlichen Großschäferei im Vorhof wiederverwendet, z. B. für den – heute frisch sanierten – späteren Farrenstall und die ehemalige Meierei mit Hammelstall an der Lindenstraße. Da jedoch der Ostflügel nördlich der Tordurchfahrt mit seiner Westwand an den Turm angeschlossen, also keine eigene Außenwand besaß, mußten hier mehrfach größere Reparaturen durchgeführt werden. Das



■ 7 Wandbohlentür im Zwischengeschloß, 15. Jh.

■ 8 Das Stockwerk über dem Keller, ältester Teil des Schlosses, dendrodatiert 1307.





■ 9 Der heutige Bürgersaal im Schloß, Ende 16. Jh. und Mitte 18. Jh.

wände mit Kamintüren. Im Ostflügel finden sich eine barocke Türe, die in ihrer historischen Farbigkeit wiederhergestellt wurde, in der südwestlichen Kammer eine Stuckdecke mit schlichter Kehle und vierpaßförmigem Rahmenstück als Mittelmotiv, die allerdings wegen notwendiger konstruktiver Eingriffe in die Deckenbalkenlage erneuert werden mußte. Eine barocke Bretterdecke aus dem Ostflügel ging während der Renovierungsarbeiten verloren. Kulturhistorisch von größerem Interesse sind Namensinschriften in Röteln, meist von Handwerkern aus dem 18. Jahrhundert, sowie Kritzeleien bis hin zu kleinen bildlichen Darstellungen, die in Nebenräumen und im Flurbereich auf verschiedenen Tüncheschichten zum Vorschein kamen.

Auch nach dieser letzten einschneidenden Bauphase der Barockzeit hör-

heutige Fachwerk geht zwar in wesentlichen Teilen erst auf das 19. Jahrhundert zurück, benützt aber die Außenschale des Turmes aus Großquadern als Fundament.

Das kurze Zwischenspiel, das die Mätresse des Herzogs Eberhard Ludwig von Württemberg, Christiane von Grävenitz, als Besitzerin von Schloß und Herrschaft Gomaringen 1708 – 1712 gab, hat kaum Niederschlag an den Bauten gefunden. Hingegen lassen sich nochmals für die Jahre 1731 bis 1739 umfassende Baumaßnahmen belegen. Damals wurden die Fassaden der beiden Flügel gegen den Hof über massiv gemauerten Erdgeschossen in Fachwerk neu abgezimmert. Die Verwendung von Sichtfachwerkformen, sog. K-Streben, belegt, daß der später aufgebrauchte Verputz erst von einer weiteren Umbauphase wohl Ende des 18. Jahrhunderts stammt. Da das Gefüge nur verhältnismäßig geringe Störungen und Schäden aufweist, war die Entscheidung für das Sichtbarlassen des Fachwerks an den Hoffassaden gerechtfertigt. Nach 1731 entstand auch die Außentreppe in ihrer heutigen Form, die einen älteren Zugang an gleicher Stelle ablöste. Zum Abschluß wurde 1739 der westliche Teil des Südflügels um einen großen

Saal im 2. Obergeschoß aufgestockt und seine Decke an einer interessanten Konstruktion im Dachstuhl aufgehängt. Damals erhielten die Dächer auch die beiden Walme an den Flügelfenden im Norden und Westen. Damit hatte das Schloß im wesentlichen die bauliche Gestalt erhalten, in der es bis in die Gegenwart überliefert ist.

Auch an der inneren Raumaufteilung hat sich verhältnismäßig wenig geändert. So waren im 18. Jahrhundert im Erdgeschoß nur noch Nebenräume und Ställe untergebracht. Das 1. Obergeschoß bewohnte der Vogt mit seiner Familie, wobei nun über die große Eckstube hinaus noch mehrere Kammern durch den Einbau von Kaminen heizbar gemacht worden waren. Im 2. Obergeschoß lagen die Amts- und Verwaltungsräume, mit dem 1739 erbauten Saal, in dem das Vogtgericht und die dörfliche Gemeindevertretung tagten. Im Dach wurde Frucht aus den Naturalabgaben an die Herrschaft gelagert.

Hingegen hat sich von der barocken Raumausstattung nur wenig erhalten. In den Dielen kamen großformatige Steinplattenböden zum Vorschein und konnten im 1. Obergeschoß wieder verlegt werden, ebenso einige Ofen-



■ 10 Flur in der früheren Pfarrerswohnung.



■ 11 Flur im Anbau, um 1500, heute Heimatmuseum.



■ 12 Wandmalerei im Anbau, um 1500, heute Heimatmuseum.

ten die Bauarbeiten am Schloß nicht auf. 1771 war die Holzbrücke über den Graben durch die heutige steinerne Bogenbrücke ersetzt worden. Grundrißaufnahmen aller drei Stockwerkebenen aus dem Jahr 1793 geben nicht nur die damalige Raumnutzung und -ausstattung an, sie belegen auch, daß zwischenzeitlich neue große Fensteröffnungen in die Fachwerkwände gebrochen worden waren, um die Gebäudeansichten im Sinne von Rasterfassaden zu vereinheitlichen. Die schwerwiegenden Eingriffe in das Gefüge bedingten aber, daß nun das

Fachwerk unter Putz verschwand und dem Gebäude der Anschein eines Massivbaues gegeben wurde, wie es dem ästhetischen Ideal der Zeit entsprach. Damals müssen auch die Wehrgänge auf der Ringmauer verschwunden sein. Für das Jahr 1803 ist die Abtiefung und Einwölbung des Kellers überliefert, was zu einer Unterfangung und Verlängerung der Mittelstützen aus dem frühen 14. Jahrhundert zwang. Weiterhin ließ der letzte Gomaringer Vogt die Schloßgärten am Wiesazhang auf eigene Kosten in einen Nutzgarten nach Prinzipien der Aufklärung umgestalten.

Nach der Auflösung des Vogteiamtes Gomaringen und der Eingliederung in das Oberamt Reutlingen ging das Schloß seiner herrschaftlichen Funktion verlustig. Die Gemeinde, die das Schloß 1812 gekauft hatte, beabsichtigte hier Schule und Rathaus einzurichten, wurde aber 1813 vom neuen Pfarrer Johannes Busch verdrängt, der sich geweigert hatte, das baufällige Pfarrhaus zu beziehen. Seither diente das Schloß für 180 Jahre den Gomaringer Pfarrern als Amtssitz, unter anderem dem Dichter Gustav Schwab, der hier von 1837 – 1841 als Ortspfarrer wirkte und in Gomaringen seine wichtigsten Werke schuf. Für die Pfarrer wurde das „Geisterstiegle“ als kürzester Weg zur Kirche gebaut. Da ein wesentlicher Teil der Besoldung aus Naturalabgaben bestand, war der Bau einer Pfarrscheuer notwendig, die 1820 im Norden des Schloßhofes errichtet wurde.

Auch im Innern des Gebäudes erfolgten zahlreiche Umbauten. So wurde der östliche Abschnitt der Wand am „Ehrn“ des 1. Obergeschosses in die Flucht des westlichen versetzt. Im

■ 13 Fliesenboden von 1484.

■ 14 Zierfachwerk, 1590, in Zweitverwendung im 18. Jh. zur Zusetzung einer Fensteröffnung verwendet.





■ 15 Bohlenstube, ca. 1309. Mit zusätzlichen nutzungsbedingten statischen Maßnahmen für den darüberliegenden Bürgersaal.

anschließenden Raum kam an der Fensterwand eine biedermeierzeitliche Raumfassung mit grüngrauer Marmorierung zutage, die einen Eindruck vom Wohnstandard in den Jahren Gustav Schwabs vermitteln kann.

Sonst waren die Räume bis zur letzten Sanierung durch einfache Stuckdecken mit Profilen der Jahrhundertwende bestimmt. Die notwendigen statischen Sicherungsarbeiten führten bei der jüngsten Sanierung allerdings zum fast vollständigen Verlust dieser historischen Schicht. Andere Veränderungen, wie die Neugestaltung der Treppe zwischen 1. und 2. Obergeschoß, bedingten Zerstörungen an der Balkenlage aus dem frühen 14. Jahrhundert. Lediglich das zweite Treppenhaus im Ostflügel, das als Zugang zur Försterwohnung vor etwa 100 Jahren eingebaut worden war, konnte substanziell erhalten bleiben. Von den schlank sprossierten Kämpferfenstern des vorigen Jahrhunderts, wie sie das historische Bild des Schlosses bestimmten, konnte ein Beispiel aufgefunden und als Beleg restauriert werden.

Die Sanierung des Schlosses stand von Anfang an im Spannungsfeld zwischen den berechtigten Nutzerwünschen der Gemeinde und den schwierigen Anforderungen, welche die hochwertige und vielschichtige Denkmalsubstanz an alle Beteiligten stellte. Schien es zunächst, als ließen sich die geplanten Nutzungen unter Beibehaltung und Weiterentwicklung des vorgefundenen Ausbaues mit den Oberflächen des 19. und 20. Jahrhunderts verwirklichen, so zeigte sich bald eine durchgreifende statische Sicherung als unumgänglich. Das ganze Ausmaß der Schäden wurde jedoch erst während der Bauausführung offenbar. So waren z. B. fast sämtliche Kragbalken über der Schildmauer gebrochen und erzwangen zeitweise eine talseitige Abstützung des Gebäudeüberstandes. Deshalb war die Forderung nach Freilegung des statischen Gerüsts und damit der Verlust zahlreicher historischer Schichten unabweisbar.

Ein weiteres Problem stellte die Anwendung gültiger Baunormen, z. B. des Brandschutzes, des Wärmeschut-

zes und der erhöhten Traglasten, dar, die trotz aller zugestandenen Befreiungen und Sonderregelungen schmerzhaft Eingriffe notwendig machten. So konnte keine der historischen Balkendecken offen gezeigt werden oder sie mußte, wie in der um 1500 ausgemalten Kammer, mit Stahlträgern unterlegt werden. Die Abtragung der Lasten aus dem Bürgersaal unter dem Dach mußte über die in den unteren Räumen eingestellten Stahlbügel erfolgen, die wegen der Brandschutzanforderungen nicht sehr grazil ausfallen konnten. Besonders schmerzlich fielen die Eingriffe in die hochmittelalterliche Holzkonstruktion mit zusätzlichen Unterzügen, Betonstützen und einem neuen Gebälk aus Stahlträgern aus, das aber jetzt die gesamten Lasten der Obergeschosse aufnimmt, so daß die mittelalterliche Konstruktion nur noch sich selbst zu tragen braucht. Mehr durch Zufall entdeckte man, daß auch das völlig gesund erscheinende Gebälk der Zwischenebene, das teilweise noch die bauzeitliche Dielung von 1307 trug, durch eine zeitweise Stallnutzung schwerst geschädigt war.

Andererseits hatte die notwendige Skelettierung weiterer Bereiche des Baues auch ihr Gutes. Sie gewährte einen umfassenden Einblick in das Bauwerk, trug manches zur Klärung seiner überaus vielschichtigen Baugeschichte bei, brachte eine Fülle an historischen Funden und Befunden an den Tag, wie sie in dieser Dichte und Qualität keiner vermutet hätte, und trug wesentlich dazu bei, daß die Sanierung des Schlosses zum gemeinsamen Anliegen der Gemeinde und ihrer Bürger wurde. Selten erlebt man ein so begeisterndes Engagement und ein so tatkräftiges Anpacken auf der Baustelle wie in Gomaringen. Und das Ergebnis kann sich sehen lassen.

**Dr. Günter Kolb**

LDA · Bau- und Kunstdenkmalfpflege  
Gartenstraße 79  
72074 Tübingen

# Ein Fachwerkgebäude des frühen 14. Jahrhunderts auf Schloß Gomaringen

Stefan Uhl



■ 1 Schloß Gomaringen. Blick von der Zugangsbrücke auf das östliche Kopfende des Südflügels vor der Renovierung. Die weite Auskragung des 1. Obergeschosses geht auf den Bestand des 14. Jahrhunderts zurück. Die heutige Fachwerkkonstruktion entstammt zwar weitgehend jüngeren Veränderungen, zeichnet jedoch die mittelalterliche Kubatur des 1. Obergeschosses getreu nach. An dieser zweifelsohne prominentesten Stelle des Baues lag seinerzeit auch die heute nur noch in geringen Resten erhaltene, große Bohlenstube.

Schloß Gomaringen läßt nach außen hin seinen mittelalterlichen Ursprung nur noch in der massigen Ringmauer erkennen, die besonders auf der weit gegen den Talgrund vorgeschobenen Südseite eindrucksvoll zutage tritt. Der an die Ringmauer angelehnte bzw. auf sie aufgesetzte Schloßbau hingegen präsentiert sich äußerlich überwiegend in neuzeitlichen Formen, d. h. als Fachwerkbau des 16. und 18. Jahrhunderts. Um so überraschender war es, als während der ersten Voruntersuchung des Baubestandes im Unter- und Erdgeschoßbereich des Südflügels eine umfangreich erhaltene mittelalterliche Fachwerkkonstruktion an-

getroffen wurde, die dendrochronologisch in das frühe 14. Jahrhundert datiert werden konnte und somit zu den ältesten Fachwerkkonstruktionen zählt, die sich auf südwestdeutschen Burganlagen noch in situ erhalten haben. Im Laufe der jüngsten Sanierung gestattete es die weitgehende Entkernung der oberen Geschosse dann, dieser Fachwerkkonstruktion auch im Obergeschoßbereich nachzuspüren. Insgesamt konnten so wesentliche Teile eines großen Fachwerkgebäudes nachvollzogen werden, das zu Beginn des 14. Jahrhunderts in die Südostecke der Ringmauer eingestellt wurde.

Die Reste dieses Baues erstrecken sich innerhalb des heutigen Südflügels in dessen mittlerem und östlichem Abschnitt. Sie gliedern sich in einen zweigeschossigen Unterbau, dessen beide niedrigen Geschoßebenen an der Hofseite durch nahe beieinanderliegende jüngere Rundbogenpforten markiert sind, und ein darauf aufgesetztes Obergeschoß, dessen Kubatur vom heutigen ersten Obergeschoß nachgezeichnet wird. Dieser Kernbau wurde später erst durch die Verlängerung nach Westen und das Aufsetzen eines weiteren Obergeschosses auf die heutigen Abmessungen des Südflügels erweitert.

## Verborgen in Keller- und Zwischengeschossen: Der zweigeschossige Unterbau

Die Fachwerkkonstruktion des Unterbaues besteht wie jene des Obergeschosses zur Gänze aus Eichenholz, das im Winter 1306 auf 1307 gefällt wurde. Das Ständergerüst und die Aussteifung sind geschoßübergreifend abgezimmert, d. h. die tragenden Ständer des Fachwerkgerüsts und ein Teil der Aussteifungselemente laufen über beide Geschoßebenen durch. Die Ständerstellung fixiert dabei einen längsrechteckigen Grundriß, wobei Ost- und Südseite von der älteren, in sich selber zudem schon mehrphasigen Ringmauer gebildet werden, während nach Norden und Westen eigene Fachwerkwandscheiben ausgebildet sind. Zwei innere Querbünde und ein Mittellängsbund legen ein zweischiffig/dreizoniges Grundrißraster mit ungleichen Schiffs- und Zonenbreiten fest.

In das zweigeschossige Ständergerüst sind auf halber Höhe längslaufende Geschoßriegel eingezapft, die das aus querlaufenden Eichenbalken bestehende Gebälk der Zwischendecke tragen. An der Südseite sind die Enden dieser Zwischendeckenbalken in die mittelalterliche Ringmauer eingebunden, indem die Balkenenden leicht zugespitzt und in die in der Ringmauer schon vorhandenen Balkenlöcher eines älteren Vorgängerbaues eingeschoben wurden. Die Deckenbalkenlage über der so gebildeten oberen Geschoßebene liegt hingegen im Süden mittels zweier Mauerlatten auf der Krone der Ringmauer und kragt weit über diese hinaus nach außen vor. Auch an der Ostseite war eine Auskragung des Deckengebälkes ausgebildet, und zwar über ein weit nach innen zurückbindendes Stichgebälk mit doppeltem Gratstichbalken. Die weiten Auskragungen an den Außenseiten wurden teilweise erst nachträglich durch enggestellte Schrägstreben unterstützt. An der Nordseite, der Hofseite, scheint die Deckenbalkenlage dagegen nur wenig über die Umrisse des Unterbaues hinausgekragt zu sein, während an der Westseite gänzlich auf eine Auskragung verzichtet wurde. Die Aussteifung des Fachwerkgerüsts des Unterbaues erfolgte durch heute nur noch teilweise vorhandene Kopfbänder, d. h. durch von den Ständern aufstei-



gende, verblattete Aussteifungselemente. Diese waren vergleichsweise flach geneigt und teilweise verdoppelt und häufig auch geschoßübergreifend ausgebildet, ohne daß es jedoch zu einer regelmäßigen oder gar symmetrischen Anordnung gekommen wäre.

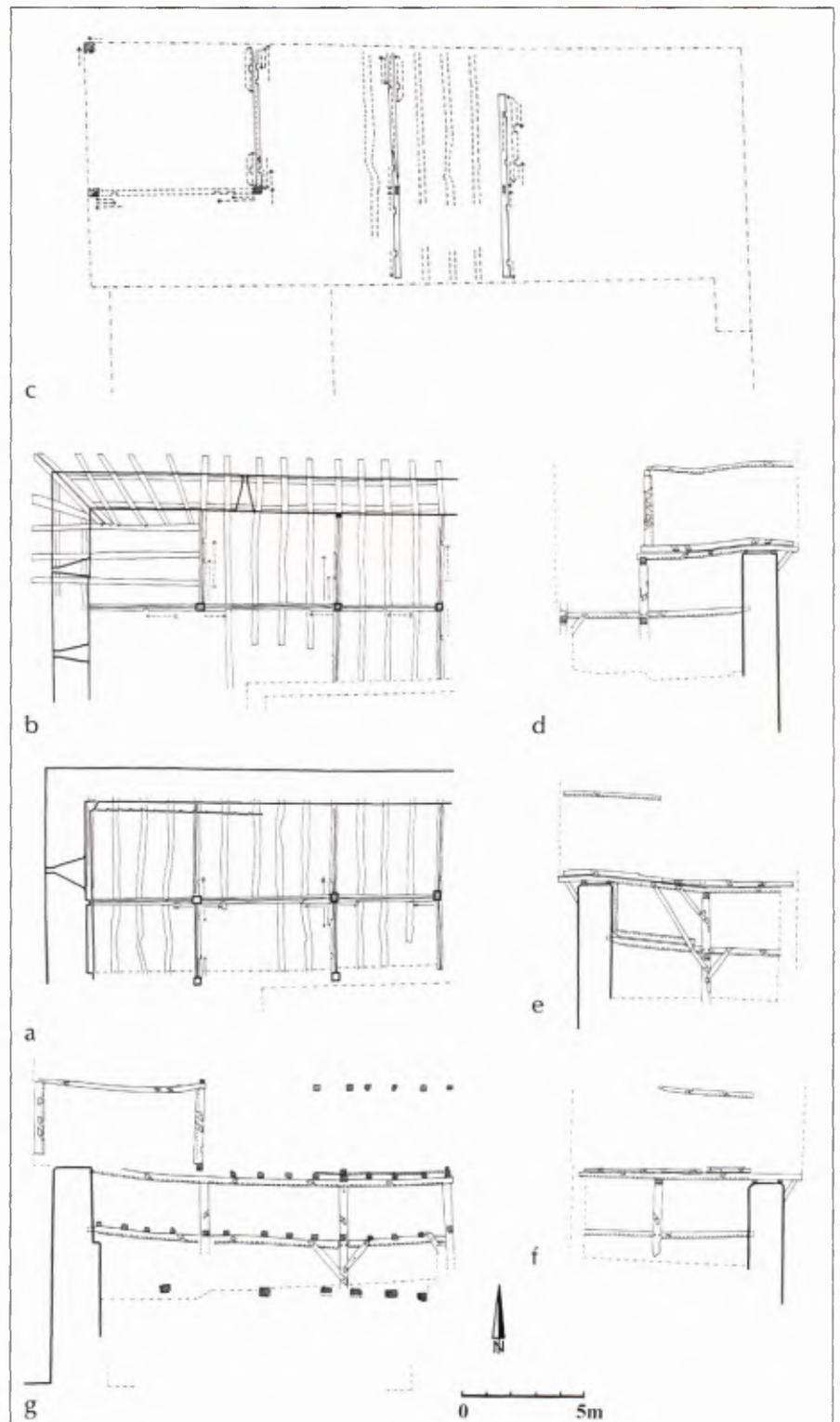
Für die ursprünglichen Wandaufbauten liegen nur noch Hinweise vor, und zwar in Form von schmalen Nuten an der Unterseite von Unterzügen, Rähmen und Binderdeckenbalken. Sie belegen einstige Bretterwände in allen Bundachsen, so daß der Innenraum ursprünglich in sechs Einzelräume unterteilt war. Im südlichen Wandabschnitt des westlichen inneren Querbundes hat sich neben einer wohl dieser ursprünglichen Wandkonstruktion angehörenden Schwelle noch ein schmaler Wandanschlußständer mit seitlicher Bretternut erhalten, der ebenfalls noch jenen Wandaufbauten zugehören könnte. Er macht für diese einen Aufbau in Form von Spundwänden wahrscheinlich, d. h. schmale, senkrechte Ständer wechseln mit breiten, in die Ständer eingenuzten Brettern ab. Zur Lage einstiger Türöffnungen als Raumverbindung liegen keine Hinweise vor, und auch die Befensterung der West- und Nordseite bleibt uns völlig unbekannt. An Ost- und Südseite hingegen wurden die spärlichen Lichtschlitze der mittelalterlichen Ringmauer zu Belichtung und Belüftung genutzt.

■ 2 Schloß Gomaringen, Südflügel. Untere Ebene des Unterbaues mit Blick auf die Fachwerkkonstruktion des frühen 14. Jahrhunderts. Der hintere Ständer mit seiner Aussteifung, der Unterzug und das Deckengebälk gehören zur Gänze dem Originalbestand an, während die zugehörigen Wandbildungen nur noch über Anschlußspuren ablesbar sind.

## Repräsentative Wohntage im 1. Obergeschoß

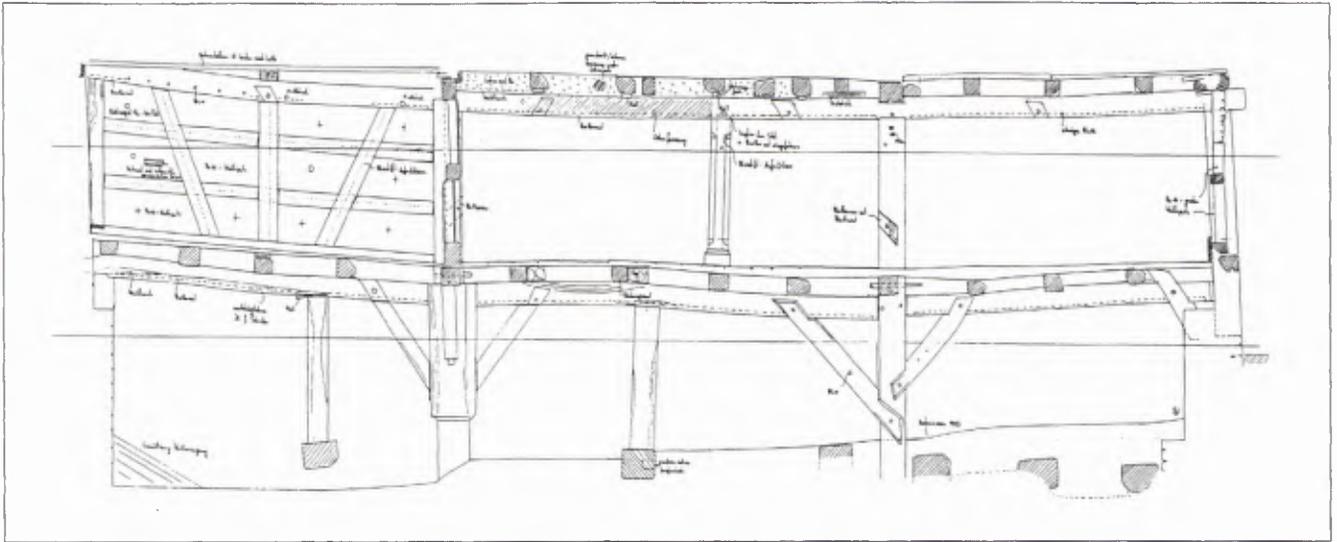
Die Fachwerkkonstruktion des Obergeschosses hat sich aufgrund tiefgreifender jüngerer Veränderungen weit weniger umfangreich erhalten als jene des Unterbaues. Es handelt sich dabei um ein stockwerksweise abgezimmertes, gleichfalls eichenes Fachwerkgerüst, das auf das mit einer noch über

weite Strecken erhaltenen Bohlenlage abgedeckte Deckengebälk des Unterbaues aufgesetzt ist und somit an Ost- und Südseite weit über die Ringmauer hinaus vorkragt. Die Fälldaten des verwendeten Bauholzes laufen bis zum Winter 1308 auf 1309, so daß von einer Gleichzeitigkeit der Entstehung mit dem Unterbau ausgegangen werden darf. Neben einzelnen Bundständern hat sich ein Teil des Deckengebälkes



■ 3 Schloß Gomaringen, Fachwerk-  
konstruktion des frühen 14. Jahrhunders  
im Südflügel. Grundriß- und Bunde-  
ebenen des bauzeitlichen Bestandes.

3a Untere Ebene des Unterbaues; 3b  
Obere Ebene des Unterbaues; 3c  
Obergeschoß; 3d Querschnitt östlicher  
innerer Querbund mit Blick nach  
Osten; 3e Querschnitt westlicher  
innerer Querbund mit Blick nach  
Westen; 3f Querschnitt westliche  
Außenseite mit Blick nach Osten;  
3g Längsschnitt Mittellängsbund  
mit Blick nach Süden.



erhalten, während sich die einstige Aussteifung und die ursprünglichen Wandaufbauten nur noch über Anschlußspuren nachweisen lassen. Auch hier fixiert die Ständerstellung ein zweischiffig/dreizoniges Grundrißraster, wobei das südliche Schiff gegenüber dem nördlichen deutlich verbreitert ist. Auch bei den Zonen ist die östliche Zone gegenüber der mittleren und westlichen deutlich verbreitert. So entsteht in der Südostecke des Grundrisses ein überaus großer Raum in repräsentativer Ecklage, und es verwundert nicht, hier Hinweise auf eine einstige Bohlenstube zu finden. Breite Nuten in den Bundständern belegen eine einstige kräftige Wandverbohlung, und eine Schrägnut am oberen Ende des südöstlichen Eckständers läßt die Höhenlage einer ansonsten gänzlich abgängigen, leicht gewölbten Bretterbalkendecke erkennen. Im

westlichen inneren Querbund des Fachwerkgerüsts sowie an der einstigen westlichen Außenseite weisen Bretternuten auf heute gänzlich abgängige Bretterwände – wohl wieder in Form von Spundwänden – als Wandaufbau hin. Über die ursprüngliche Wandbildung im mittleren und westlichen Abschnitt des Mittellängsbundes sind wir hingegen nicht informiert. Desgleichen fehlen Hinweise zum ursprünglichen Wandaufbau der Nordseite sowie zur Frage des ursprünglichen oberen Abschlusses des Gebäudes, von dem sich gar keine Reste mehr erhalten haben.

### Erste Veränderungen noch im 14. Jahrhundert

Nur wenige Jahre nach der Errichtung des Gebäudes scheint es dann auch schon die ersten Veränderungen er-

■ 4 Schloß Gomaringen, Südflügel. Längsschnitt durch den Unterbau entlang des Mittellängsbundes mit Blick nach Süden. Verformungsgetreue Bestandsaufnahme des Gesamtbestandes vor Beginn der jüngsten Instandsetzungsmaßnahmen.



■ 5 Schloß Gomaringen, Südflügel, obere Ebene des Unterbaues mit Blick auf den südlichen Wandabschnitt des westlichen inneren Querbundes. Bundständer (ganz rechts), Schwelle und Deckengebälk, die geschoßübergreifende Aussteifung und der Ständer ganz links als letzter Rest einer einstigen Spundwand gehören zum Bestand des 14. Jahrhunderts, während die gut erhaltene Bohlentür sowie der Wandaufbau mit Lehmflechtwerk und Mittelriegel in das 15. Jahrhundert datieren.

fahren zu haben. So datieren einzelne der Deckenbalken über dem Obergeschoß in den Winter 1316 auf 1317. Da sie sich schlüssig in den ursprünglichen Bauzusammenhang einfügen, wird man in ihnen Hinweise auf eine erste, frühe Reparaturmaßnahme sehen dürfen. Kurz vor der Jahrhundertmitte wurde dann als weitere Veränderung ein Keller unter dem Gebäude abgetieft. Als Deckengebälk zwischen dem neu gewonnenen Kellerraum und der ursprünglichen unteren Ebene des Unterbaues dienten überaus kräftige Eichenholzbalken, die sich frei von der Hoffront des Gebäudes bis zu einem breiten Mauerabsatz an der Außenfront spannten und im heutigen Bestand noch weitgehend erhalten geblieben sind. Griffen diese Veränderungen noch nicht in den Ursprungsbestand unseres Fachwerkgebäudes ein, so folgten vom 15. Jahrhundert an beinahe regelmäßig größere bauliche Veränderungen, die vor allem im Obergeschoßbereich den ursprünglichen Bestand massiv reduzierten, während die beiden niedrigen Ebenen des Unterbaues trotz einer bis in das 19. Jahrhundert hinein intensiven Nutzung ihren spätmittelalterlichen Baubestand in ungewohnt hohem Maße wahren konnten.

## Die baugeschichtliche Bedeutung

Insgesamt tritt uns so im ursprünglichen Zustand ein Fachwerkgebäude des frühen 14. Jahrhunderts entgegen, dessen zweigeschossiger, an zwei Seiten an die mittelalterliche Ringmauer angelehnter Unterbau je Etage in sechs Einzelräume untergliedert war, während das weit über die Ringmauer hinaus vorkragende, separat abgezimmerte Obergeschoß eine große Boh-

lenstube in Ecklage und eine im Einzelnen nicht mehr genauer nachvollziehbare, jedoch soweit erkennbar an den Bundachsen des Fachwerkgerüsts orientierte, kleinteilige Innengliederung zeigte. Das Vorhandensein der Bohlenstube und die stattlichen Raumhöhen des Obergeschosses weisen dieses als einstige Wohnetage aus, während die beiden Ebenen des Unterbaues vorrangig Wirtschafts- und Lagerzwecken gedient haben werden.

In konstruktiver Hinsicht zeigt dieser Fachwerkbau Formen, die auch im städtischen Hausbau Südwestdeutschlands in jener Zeit anzutreffen sind. Dasselbe gilt auch für Innengliederung und Nutzungsverteilung. Obergeschossiges Wohnen, das Vorhandensein von Bohlenstube und weiteren Einzelräumen, dies alles sind Elemente, die sich auch im städtischen Hausbau jener Zeit antreffen lassen. Im Gegensatz zum städtischen Hausbau, bei dem der Unterbau häufig in Form einer hohen, nicht weiter unterteilten Halle ausgebildet ist, ist dieser Bereich jedoch auf Schloß Gomaringen in zwei niedrige Ebenen unterteilt, wobei sich aufgrund zu geringer Vergleichsmöglichkeiten aus dem Bereich des Burgenbaues hieraus noch keine grundsätzlichen Unterschiede zum städtischen Hausbau ableiten lassen.

Die Kenntnis des vorgestellten Fachwerkbaues des frühen 14. Jahrhunderts auf Schloß Gomaringen ist gerade für die Burgenforschung von großer Bedeutung. Widmet diese sich doch – wie auch die Bau- und Kunstgeschichte generell – vorrangig den hochmittelalterlichen Wohn- und Repräsentationsbauten, wobei sie über Beurteilung und formale Einordnung

äußerer Formen mangels Befunden zum ursprünglichen Innenausbau meist nicht hinausgelangt. Mit Bauten wie auf Schloß Gomaringen bietet sich hingegen nicht nur die Möglichkeit, den bislang – gerade im Hinblick auf die vorhandene Materialfülle – sträflich vernachlässigten spätmittelalterlichen Wohnbau des Feudalbereiches zu behandeln, sondern auch, über die äußeren Formen hinaus konkrete Aussagen zu Innengliederung, Ausstattung und Nutzungsgefüge solcher Bauten zu treffen und sich damit mittelalterlichem feudalen Wohnen auch von der Seite des baulichen Rahmens her in einem Maße zu nähern, wie es für den hochmittelalterlichen Wohnbau kaum zu erreichen ist. In diesem Sinne kommt den vorgestellten Bauteilen auf Schloß Gomaringen eine bauhistorische Bedeutung zu, die über den Umstand der bloßen Entdeckung einer weiteren spätmittelalterlichen Fachwerkkonstruktion an sich weit hinausgeht.

## Literatur:

Eingehende Publikation der Befunde der Gesamtanlage durch den Verfasser ist in Vorbereitung.

Stefan Uhl: Eine Fachwerkkonstruktion des frühen 14. Jahrhunderts auf Schloß Gomaringen. In: *Annales Littéraires de l'Université de Besançon*, hrsg. von Eliane Vergnolle, voraussichtlich Besançon 1999.

Stefan Uhl: Eine Bohlentür des 15. Jahrhunderts auf Schloß Gomaringen. In: *Fenster und Türen in historischen Wehr- und Wohnbauten*. Veröffentlichung der Deutschen Burgenvereinigung e.V., Reihe B, 1995, S. 110–114.

**Dr.-Ing. Stefan Uhl**  
Panoramaweg 31  
88 447 Warthausen

# Der „Mühlhof“ zu Oberstenfeld

Ein Aufruf zu seiner Erhaltung durch passende Nutzung

Judith Breuer



■ 1 Der Mühlhof von Nordwesten, 1992.  
Photo: Klumpp und Schittenhelm, Großbottwar.

Am Nordostrand von Oberstenfeld (Kreis Ludwigsburg), an der Straße nach Gronau, befindet sich der „Mühlhof“. Aufmerksamkeit erregt das Gebäude Gronauer Str. 42/44 (Nr. 64 in der Urkarte) heute beim Passanten mehr durch seinen vernachlässigten Zustand, denn durch seine Denkmal-Qualitäten.

## Geschichte des Mühlhofs

Das zur Gronauer Straße giebelständige Sichtfachwerkhaus, der „Mühlhof“, wurde neu erbaut, nachdem der Vorgängerbau 1693 „durch Feindesgrimm“, und zwar französische Truppen, niedergebrannt worden war. So ist auf dem medaillonartigen Inschriftstein an der Nordwestseite des Hauses zu lesen. Ein anderer im Erdgeschoß, ebenfalls an der Nordwestseite eingebauter Stein trägt die Jahreszahl 1688. Er stammt, wie wahrscheinlich noch einige Mauerteile im Erdgeschoß, von dem 1688 letztmals umgebauten Vorgänger. Das Mühlhofgebäude war Teil

einer größeren Mühlenanlage, der 1336 erstmals urkundlich „unsere Mühle zu Krazheim“ und 1361 ebenfalls urkundlich genannten Krazmühle, deren Name an den abgegangenen Weiler Krazheim erinnert. Der Mühlkanal, eine Abzweigung der Bottwar, verlief östlich der Mühle.

Seit Anfang des 17. Jahrhunderts war die Mühle im Besitz der Müllerfamilie Zigel. Nikolaus Zigel war seit etwa 1650 auch Bürgermeister von Oberstenfeld. Die Familie war sehr wohlhabend. Für seine 1651 verstorbene erste Ehefrau Catarina ließ Zigel das Epitaph an der Peterskirche, der ehemaligen Pfarrkirche des abgegangenen Weilers Krazheim und eine der späteren Friedhofskirchen Oberstenfelds, anbringen.

Die Initialen „INZ“ bzw. „HNZ“ auf den beiden Inschriftsteinen an der Nordwestfassade des Mühlhofgebäudes verweisen auf den Sohn des oben genannten Müllers, auf Johannes alias

■ 2 Der Mühlhof von Norden, Zustand Dezember 1998. Photo: Breuer, Stuttgart.



■ 3 Urkarte von Oberstenfeld aus dem Jahr 1832 mit Mühlhof (Nr. 64) und Krazmühle (Nr. 63).



■ 4 Inschriftstein von 1702 am Mühlhof. Photoarchiv LDA Stuttgart.

Hans Nikolaus Zigel (1662–1728), seit 1695 ebenfalls Bürgermeister. Zusammen mit seiner zweiten Ehefrau Rosina geborene Landerer, einer Pfarrerstochter, erbaute er den bestehenden Mühlhof. Seine dritte Ehefrau Sara Dorothea Hölderlin, ebenfalls eine Pfarrerstochter, ist als Großtante des Dichters Friedrich Hölderlin erwähnenswert.

Seit 1774 bis 1935 war der nordöstliche Teil des Mühlenanwesens mit der eigentlichen Mühle Eigentum der Mülferfamilie Fritz. 1823 ließ Jacob Friedrich Fritz die bestehende Scheune (bezeichnet f in der Urkarte) östlich des Mühlkanals erbauen, wie auf der aus der Erbauungszeit stammenden Inschrift am Eckständer der Scheune zu lesen ist.

Das eigentliche Mühlengebäude, die Krazmühle (Nr. 63 in der Urkarte), 1765 neu erbaut, stand weiter nordöstlich vom Hauptgebäude des Mühlhofs und wies laut Urkarte von 1832 drei Mühlräder auf. Das Fritzsche Anwesen umfaßte 1832 außer dem Wohnhaus mit der sogenannten Mahlmühle und der Scheune u.a. noch eine Hanfreibe und eine Ölmühle (bezeichnet a und d in der Urkarte).

1963 wurde in der Krazmühle ein letztes Mal gemahlen; 1965 wurde der Mühlkanal zugeschüttet. 1989 – im Zuge des Straßenausbaus – wurde das Mühlengebäude abgebrochen. Ab 1962, mit einem Eigentümerwechsel, begann der Verfall der Anlage und des Hauptgebäudes. Seit 1978 ist der kri-

tische Zustand des leerstehenden Mühlhofgebäudes infolge mangelhafter Bauunterhaltung aktenkundig. Und seit 1987 ist der Mühlhof wiederholt Gegenstand von mahnenden Presseartikeln. Sein Zustand hat sich bis heute nicht gebessert, im Gegenteil: es besteht dringender Handlungsbedarf, um das Gebäude zu retten.

Dabei ist der Denkmalwert des Hauses schon lange erkannt. Schon in den zwanziger Jahren wurde der Mühlhof in das Landesverzeichnis der Baudenkmale Württembergs aufgenommen, gilt daher heute als Kulturdenkmal von besonderer Bedeutung nach § 28 bzw. 12 des baden-württembergischen Denkmalschutzgesetzes.

### Bestand des Mühlhofs

Das stattliche, über 215 qm Grundfläche aufgehende zweigeschossige Mühlhofgebäude verfügt über ein durchgehend massiv gemauertes Erdgeschoß, das in Teilen auf die Bauphasen 1688, 1702 und im rückwärtigen Bereich auf das 19. Jahrhundert zurückgeht. Es birgt ehemalige Lagerräume, Ställe und den Wagenunterstellplatz. Der große von einer Werksteinlaibung gerahmte Torbogen an der Nordwestseite bildete ursprünglich die Hauptzufahrt in den Mühlhof; ansonsten schloß, wie die Urkarte von 1832 zeigt, eine Mauer den Mühlhof zur ehemals 1,50 m tiefer liegenden Gronauer (damals Schmiedhauser) Straße ab. Der Raum in der Westecke des Erdgeschosses, den ein Zugang mit werksteinerne Segmentbogeneinfassung

unter einem Ovalfenster auszeichnen, diente ursprünglich wahrscheinlich als Lagerraum für wertvolle Güter, wie Wein, in Ermangelung eines wegen des hohen Grundwasserspiegels nicht sinnvollen Kellers.

Der Grundriß des in Fachwerkkonstruktion erstellten Wohngeschosses ist weitgehend original überkommen. Innerhalb der originalen Raumumwandlungen wurden in diesem Jahrhundert Zwischenwände eingezogen; durch deren Beseitigung sind die ursprünglich großzügigen Räume ohne weiteres wiederherstellbar. Die wichtigsten Wohnräume liegen an der Hauptschauseite, an der Nordecke die mit 36 qm ungewöhnlich große Stube mit Mittelsäule. An den Fassaden ist der Stubenbereich heute noch an den hier dichter angeordneten Fenstern

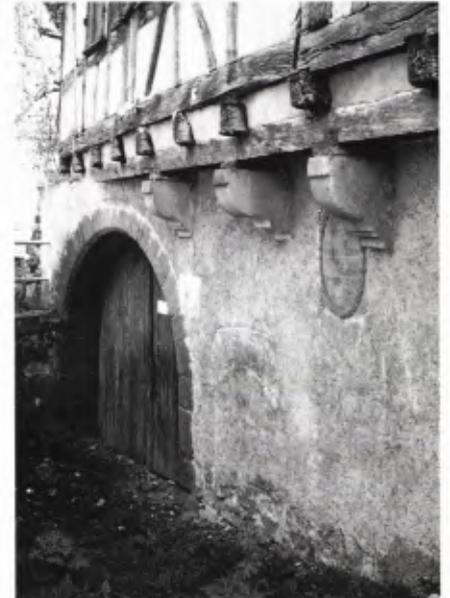
ablesbar. Entlang des das Stockwerk nach Südosten erschließenden Mittelflurs reihen sich entlang der südwestlichen Traufseite mehrere Kammern. Die Küche dagegen schließt an der gegenüberliegenden Seite direkt an die Stube an, so daß, wie bis in das 19. Jahrhundert üblich, mittels der dortigen Feuerstelle die Stube geheizt werden konnte.

Das Treppenloch wurde nachträglich verändert, wobei hier der Unterzug durchschnitten wurde. Dies geschah aber noch im 18. Jahrhundert, worauf der Ausbau in Gestalt von Blockstufentritten und dekorativen Brettbalustern hinweist.

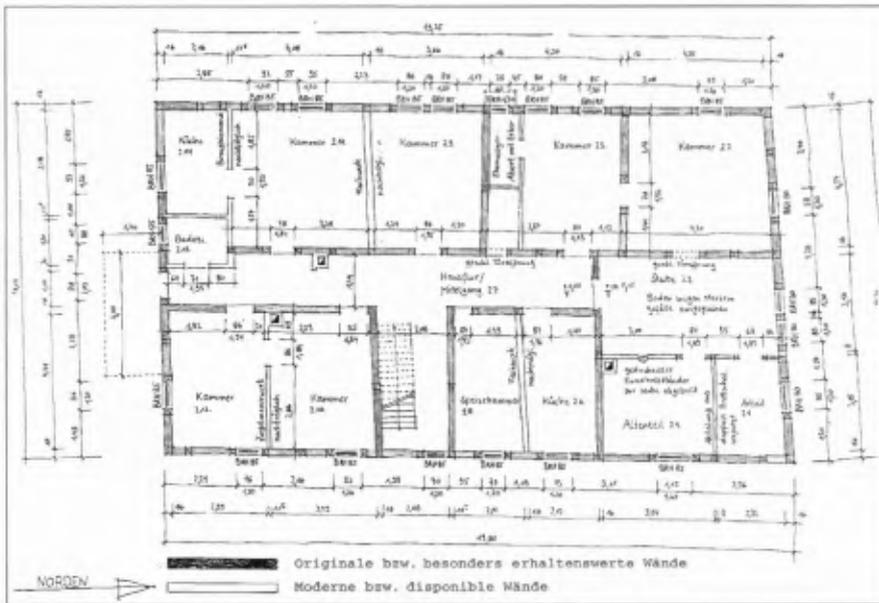
Der erste Dachstock, mit doppelt stehendem Stuhl abgezimmert, birgt beidseitig eines Mittelflurs Lagerräume



■ 5 Inschriftstein von 1688 am Mühlhof. Photo: Klumpp und Schittenhelm, Großbottwar.



■ 6 Nordwestliches Erdgeschoß des Mühlhofs mit den Inschriftsteinen, 1992. Photo: Klumpp und Schittenhelm, Großbottwar.



und Kammern, in denen ehemals das Gesinde gelebt haben dürfte. Belichtet werden die Kammern an der nordöstlichen Traufseite seit etwa 1920 durch einzelne Schleppgaupen. Den zweiten Dachstock, der bis heute einen offenen Raum mit Kaltdach darstellt, zeichnet ein liegender Stuhl aus, der in der Dachfläche durch Andreaskreuze ausgesteift ist.

Der Bedeutung des Baus und seiner Besitzer angemessen ist die bis heute sichtbare Fachwerkkonstruktion des Hauses. Der zweifach geringfügig übersetzte Nordwestgiebel zeigt dekorative Fachwerkfiguren, so die für die Erbauungszeit charakteristischen



■ 7 Grundriß des Obergeschosses, aufgenommen von Martin Felbinger, Stuttgart, 1994.

■ 8 Nordostansicht des Mühlhofs, 1992. Photo: Klumpp und Schittenhelm, Großbottwar.



■ 9 Blick aus dem westlichen Raum im Erdgeschoß gegen den Hof. Photo: Klumpp und Schittenhelm, Großbottwar.

■ 10 Innenansicht des Nordwestgiebels, 1992. Photo: Klumpp und Schittenhelm, Großbottwar.

schen, daß sich bald eine angemessene Nutzung findet, die die langfristige Erhaltung dieses hochwertigen Baudenkmals sichert!

#### Quellen und Literatur:

Ernst Schedler: Mühlhof und Kratzmühle, in: Mitteilungsblatt der Gemeinde Oberstenfeld vom 16. September 1983, S. 6–7.

Ernst Schedler: Die Kratzmühle und der Mühlhof in Oberstenfeld, in: Hie gut Württemberg (= Beilage der Ludwigsburger Kreiszeitung) vom 18. Juni 1988, S. 13–15.

Günter Bollacher, Martin Felbinger, Michael Kaiser: Projektarbeit „Alte Kratzmühle“ von 1993/94, Archiv der Gemeinde Oberstenfeld.

Günter Bollacher: Die Kratzmühle in Oberstenfeld, eine Bestandsaufnahme, in: Geschichtsblätter aus dem Bottwartal 6 (1995), S. 54–67.

Ernst Schedler: Die Kratzmühle und der Mühlhof in Oberstenfeld, in: Geschichtsblätter aus dem Bottwartal 6(1995), S. 46–53.

#### Dr. Judith Breuer

LDA · Bau- und Kunstdenkmalpflege  
Mörikestraße 12  
70178 Stuttgart



■ 11 Brettbalusterbrüstung der Treppe vom Ober- in das Dachgeschoß, 1992. Photo: Klumpp und Schittenhelm, Großbottwar.

hohen geraden Fußstreben, geschwungene Büge mit gegenständigen Nasen und segmentbogige Fensteröffnungen. Dekorativ genastete Büge haben sich auch im Obergeschoß, und zwar an der Traufseite im Bereich der Stube erhalten. Die Schwellbalken unter dem Obergeschoß zeigen als Dekor zudem im Nordteil beider Traufseiten eingeschnitzte Eselsrücken bzw. Kielbögen.

#### Würdigung und Nutzungsmöglichkeiten

Der Mühlhof hat also eine hohe und mehrschichtige Denkmalbedeutung. Er ist Kulturdenkmal aus allen drei im baden-württembergischen Denkmalschutzgesetz relevanten Gründen: aus künstlerischen, hier baukünstlerischen, aus wissenschaftlichen, hier haus- und

siedlungskundlichen sowie gewerbe-geschichtlichen, und aus heimatgeschichtlichen Gründen, hier als Lebensstätte von für Oberstenfelds Geschichte wesentlichen Personen.

Der Mühlhof ist also schützens- bzw. erhaltenswert. Dabei ist der Bau auch augenscheinlich noch erhaltungsfähig. Das Gebäude kann unter Erhaltung seiner Denkmalsubstanz und damit seiner Denkmaleigenschaft durch Instandsetzung und Einbau moderner Sanitärräume wieder nutzbar gemacht werden. Obergeschoß und Dachstock eignen sich für Wohn- oder Büronutzungen oder aber auch als Ausstellungsräume, für das Erdgeschoß bietet sich dagegen eher eine gewerbliche Nutzung an.

Es ist dem Mühlhof schließlich zu wün-

# Taubenhäuser als Baudenkmale

Rupprecht Lucke



■ 1 „Schlößle“ des Weinstetter Hofes mit Taubenhäuser (etwa 70 Jahre alte Aufnahme).

Der berechtigte Verdruß der Denkmalpfleger über die durch Tauben an wertvoller Bausubstanz verursachten Schäden sollte nicht vergessen lassen, daß es in Europa mindestens seit dem Ausgang des Mittelalters dekorative Taubenhäuser gegeben hat. Sie dienten der Taubenhaltung, welche früher wesentlich größere Bedeutung als heute hatte, und sie waren – meistens inmitten der Hofräume plaziert – eine Zierde der ländlichen Siedlungen. Gegenwärtig existieren nur noch sehr wenige solcher Bauten. Zwei im Breisgau erhaltene und von der hiesigen Denkmalpflege betreute Taubenhäuser sind Anlaß für diesen Beitrag.

## Freistehend gegen Raubtiere gesichert

Bauliche Prinzipien für Taubenhäuser erörterte ausführlich J. P. Florins „Allgemeiner, Kluger und Rechtsverständiger Hauß-Vatter“ (1722). Daraus werden hier folgende Abschnitte zitiert: „... das Tauben-Hauß ..... muß nicht zu nahe am Wohnhaus kommen, damit solches durch der Tauben Aufsitzen nicht verunreiniget werde: Wiewol das nicht jeder Haußwirth achtet oder zu achten hat... Es muß auch das Tau-

ben-Quartier voraus frey und sicher seyn, und für der Gefahr, welcher dieses Geflügel unterworfen, wol mit Schloß und Zeug gemachet und gehalten werden. Dann alles, was Diebes-Zähne, Klauen und Knebel hat, und bey Tage und Nacht gern haschet, naget und naschet, sucht hier eine Gar-Küche und Frey-Tafel und verstohlenen Schnapbißlein. Denn da suchet die Mauß, da spüret die zahme und wilde Katz, da schleichet der Fuchs, der Iltiß, das Wiesel, der Marder, da schnuffelt der Uhu, da stenkert die Nacht-Eul, darauf spitzet sich das Falcken-Aug, darauf zihlet der Habicht-Schnabel, hierum drehet sich des Weyhes Hünerkropff: Hier suchen auch Ottern und Schlangen was abzufangen; die Krähen und Raben wollen auch was haben. Das alles will hier ohne Kost-Geld haußen und schmausen. Daher muß das Tauben-Hauß nicht an andere Gebäude anstossen, sondern für sich um und um frey stehen, wie eine Insel. Waldungen und hohe Bäume stehen auch, als viel möglich, lieber fern davon als nahe bey...

...Die Tauben-Häuser aber sind entweder von Mauer-Werck oder von



■ 2 Heutiger Zustand des restaurierten Taubenhauses auf dem Weinstetter Hof (Westseite).



■ 3 Taubenhaus Weinstetter Hof; das hölzerne Obergeschoß überragt das massive Erdgeschoß an allen acht Seiten um rd. 59 cm.



■ 4 Taubenhaus Weinstetter Hof; Innenansicht des Obergeschosses.

Holz gemacht. Diese werden auf eine, oder zwei, oder auch vier Säulen aufgerichtet, darauf oben der Kasten gestellt, und mit Brettern verschlagen wird. Jene sind bald rund, bald einer vier-, sechs- oder achteckichten Form, nachdem es dem Herrn des Gutes ansteht. Die runden werden daher fürgezogen, weil daran die Mäuse und Ratten nicht so leicht haften und aufklettern können wie an den Ecken. Aber man kann bey den viereckichten einen Faser an den Ecken machen, welches den Ecken zugleich eine Zierde gibt, dadurch wird den besagten Feinden auch das hinaufkriechen und ansteigen verwehret...

Den Boden beschlägt man mit einem tüchtigen Aestrich, oder belegt ihn mit Stein-Blatten oder Back-Steinen. Man mag ihn auch mit hölzernen Stöcken pflastern.... Die Tür soll also stehen, daß sie der Herr oder Meyer von ihrem Fenster aus im Gesicht mögen haben. Muß so gehäb und so wol verwehret seyn als immer eine andere. Der Ausflug oder die Flug-Löcher werden gegen Morgen und Mittag gerichtet, wenigst auf die Gegend, da die Tauben ihre meiste Nahrung finden. Zum Aufsitzen der Tauben pfleget man auch wol einen Ausstich oder Ausladung, als ein vorgeschossenes Gesims um die Mitte des Gebäudes auf 5 oder 6 Zoll breit aussen herum zu führen, darauf sie bald kühl bald warm ruhen, und einen bequemen Umgang haben mögen. Der Tauben-Schlag wird mittelmäßig, und nach Proportion des gantzen Hauses und der Tauben Anzahl mit Sitz-Stangen und einem Fall-Gattern aus guten Drat, den man von unten des Morgens aufziehen, des Nachts aber zufallen lassen kan. Wird so hoch aufgezogen, daß er den Tauben zum aus- und einschließen hoch genug, dem Raub-Vogel aber zu niedrig seye...."

## Zwei im Breisgau erhaltene Objekte

Entsprechend den Gesichtspunkten des „Hauß-Vatters“ wurden folgende zwei Taubenhäuser gebaut.

### Taubenhaus in Eschbach-Weinstetten

Das eine steht auf dem Weinstetter Hof, der sich am westlichen Rand der Gemarkung Eschbach (4,5 km südlich von Hartheim) befindet. Der Weinstetter Hof ist derzeit als Sachgesamtheit Kulturdenkmal. Aus dem minde-

stens seit dem 13. Jahrhundert vorhandenen Dörfchen Weinstetten, das seit 1298 dem Johanniterorden gehörte, ging gegen Ende des 15. Jahrhunderts ein herrschaftlicher Meierhof dieses Ordens hervor. Außer großen landwirtschaftlichen Ökonomiegebäuden entstanden ein „Herrenhaus“ und das sogenannte „Schlößle“, dessen polygonaler Treppenturm an der Westfassade die Datierung „1606“ aufweist. Nach der Säkularisation (1806) erwarb die Universität Freiburg das Gut mit 175 ha landwirtschaftlicher Fläche; ab 1912 wechselten in den folgenden sieben Jahrzehnten sechs verschiedene private Eigentümer. Der 1951–1954 angelegte Nato-Flugplatz Bremgarten nahm dem Weinstetter Hof jedoch den größten Teil seiner Äcker und Wiesen. 1985 wurde das Anwesen an die „Malerwerkstätten Heinrich Schmid GmbH & Co Weinstetter Hof“ verkauft. Man renovierte die Gesamtanlage großzügig, stilgerecht; die ausgedehnten Wirtschaftsgebäude wurden dabei zu Werkstätten, Tagungsräumen und Büros für den neuen Gewerbebetrieb gerichtet. Lobenswert ist, daß man das Taubenhaus vor dem Abriß bewahrte und funktionsfähig restaurierte. Es ist derzeit sogar mit etwa 15 Rassentauben besetzt – eine Rarität, denn fast alle sonst noch in Deutschland stehenden Taubenhäuser sind leer.

Das nur wenige Meter vom Weinstetter „Schlößle“ entfernte Taubenhaus ist vermutlich in derselben Bauepoche (um 1606) entstanden. Es besitzt ein 288 cm hohes, massives Erdgeschoß aus Bruchsteinen, mit achteckigem Grundriß. Die acht Außenseiten sind durchschnittlich 112 cm breit. Das rd. 85 cm starke Mauerwerk ermöglicht einen rundlichen Innenraum von 140 cm lichter Weite. von hier gibt es aber keinen Zugang zum Obergeschoß, dem eigentlichen Taubenhaus; sondern der kleine Innenraum wurde wohl stets zur Aufbewahrung von Geräten und Futtermitteln verwendet. Bei anderen deutschen Taubenhäusern ist das Erdgeschoß gar nicht nutzbar, weil es entweder aus vollkommen massivem Sockel oder nur aus mehreren freistehenden Pfeilern besteht.

Das aufgesetzte Taubenhaus ist ein reiner Holzbau. 16 radial auf den Mauern des Erdgeschosses verlegte Balken tragen an ihrem Kreuzungspunkt in der Hausmitte einen starken, bis zum

Dachfirst durchgehenden Eichenpfosten. Vier schmalere, schräggesetzte Balken verstreben die Dachkonstruktion. Das hölzerne „Haus“ überragt das steinerne Erdgeschoß um jeweils 59 cm. Für jede der acht Außenseiten ergibt sich eine Breite von 161 cm; die Wandhöhe bis zur Dachtraufe beträgt 2 m. An der Nordseite des „Hauses“ befindet sich eine Zugangstür, deren Unterkante 313 cm über dem Erdboden liegt; zum Einstieg in das Taubenhaus ist eine entsprechend lange Leiter anzulegen. An der Taubenhaus-Westseite – über der Eingangstür zum Erdgeschoß – befindet sich ein Flugloch für die Tauben, das mit einer kleinen Falltür verschließbar ist; unmittelbar darunter sind drei nach außen ragende Aufsitzhölzer angebracht. Ein zweites, gleichartiges Flugloch gibt es an der gegenüberliegenden Ostseite des „Hauses“. Fenster oder größere Lüftungsklappen fehlen.

Die Fluglöcher und Lüftungen wurden früher nicht nur allabendlich gegen mögliches Eindringen von Raubtieren verschlossen, sondern die Tauben mußten auch bei strenger Winterkälte sowie während der Saatzeiten eingesperrt bleiben; letzteres war meistens durch örtliche Verfügungen geregelt.

Das Weinstetter „Haus“ weist einen Innen-Durchmesser von 3,46 m auf. An den Seitenwänden sind jeweils schon seit alter Zeit zwei bis drei Regale installiert – zum Aufstellen von Brutkörben und als Schlafplätze für die Tauben. Das Zeldach ist mit Biberschwänzen gedeckt. Für Erdgeschoß und „Haus“ ergibt sich eine Gesamthöhe von 7,42 m.

#### **Taubenhaus von Breisach-Grezhausen**

Das Taubenhaus von Breisach-Grezhausen erhielt in der vom Landesdenkmalamt 1970 erstellten „Liste der Kulturdenkmale“ den Zusatz „in seiner Art außergewöhnliches Gebäude“.

Es wurde 1754 gebaut, als Bestandteil der vier dem Nonnenkloster Günterstal (bei Freiburg) gehörenden Lehnshöfe in Grezhausen. Den Bauern oblag die Taubenhaltung zugunsten des Klosters. Im Zuge der Säkularisation wurden die vier Höfe privatisiert. Das erhalten gebliebene Taubenhaus ist heute Eigentum der Stadt Breisach.

Das zweigeschossige Gebäude hat

fast quadratischen Grundriß – mit Außenmaßen von 361 × 375 cm. Das massive Erdgeschoß ist durch eine Tür an der Ostseite begehbar, und es besitzt ein vergittertes Fenster im Norden. Zum Obergeschoß besteht auch hier keine Verbindung. In früherer Zeit diente der kleine ebenerdig zu betretende Raum als Ortsarrest; auch wandernden Handwerksburschen und Landstreichern gewährte man hier Obdach.

Auf dem 260 cm hohen Erdgeschoß ruhen mehrere, das eigentliche Taubenhaus tragende Eichenbalken; sie kragen durchschnittlich 32 cm über die Erdgeschoßwände hinaus. Das „Haus“ besteht aus Fachwerk mit Bruchstein-Gefachen. An der Ostseite erkennt man eine mutmaßliche frühere Türöffnung (49 × 80 cm), und in dem darüberliegenden, jetzt leeren Gefach könnte sich früher eine Lüftungsklappe und/oder Flugloch befunden haben. In gleicher Höhe sieht man auf der Westseite des Hauses noch eine anscheinend originale Lüftungsluke mit Klappladen. Je eine solcher Öffnungen war früher offenbar auch auf der Nord- und Südseite vorhanden; sie wurden irgendwann zugemauert. Seit über einem halben Jahrhundert sind in dem Grezhauser Bau keine Tauben mehr gehalten worden. Dementsprechend fehlt dem Haus jegliche Inneneinrichtung.

Das Obergeschoß ist 2,06 m hoch; mitsamt Erdgeschoß und aufgesetzten Biberschwanz-Zeldach ergibt sich eine Gesamthöhe des Bauwerks von 6,04 m. Dem Prinzip des freistehenden Taubenhauses widerspricht beim Grezhauser Objekt die Tatsache, daß ihm an der Südseite ein Ökonomiegebäude sehr nahe ist (Sockeldistanz 60 cm, Scheunendach gar nur 9 cm); Raubtiere hätten von hier aus leicht in das Taubenhaus eindringen können.

Beide Taubenhäuser – in Eschbach-Weinstetten und in Breisach-Grezhausen – zeigen eine heute wohl ansprechende, dennoch recht schlichte Architektur, ausgerichtet auf die damaligen bäuerlichen Nutzungsinteressen. In diesem Zusammenhang sei erwähnt, daß vor allem in der Barockzeit reichere Bauherren ihrem Repräsentationsbedürfnis bei der Gestaltung von Taubenhäusern Ausdruck gaben. In diesem Sinne überregional bekannt ist das 1723 erbaute, 8,80 m



■ 5 Nord- und Westseite (rechts) des Grezhauser Taubenhauses.

hohe, mit barockem Mansarddach versehene Taubenhaus der Burg Giebichenstein von Halle/Saale.

#### **Taubenböden, Taubenkästen und Taubentürmchen**

Nicht von ungefähr gehörten die Taubenhäuser von Eschbach-Weinstetten und Grezhausen zu größeren landwirtschaftlichen Betrieben, die während früherer Zeiten hierzulande in der Minderheit waren. Für die meisten der zahlreichen Kleinstbauern von Baden und Württemberg kam ehemals das Bauen von Taubenhäusern nicht in Betracht – sei es aus Kostengründen, wegen mangelndem Platz in den engen Hofstellen oder daß ihnen – wie unten dargelegt – die Taubenhaltung wegen zu geringer Betriebsgröße gar nicht gestattet war.

Dennoch ist wenigstens bis in die erste Hälfte unseres Jahrhunderts in zahlreichen Klein- und Mittelbetrieben Taubenhaltung üblich gewesen, und zwar hauptsächlich in kleinen Verschlägen, den sogenannten „Taubenböden“, etwa in Dachgeschossen oder auf Laubengängen von Wohn- und Wirtschaftsgebäuden. Mancher Kleinbauer besaß hölzerne „Taubenkästen“, die an den Außenfassaden der Gebäude hingen; gängige Maße solcher Kästen: 80–100 cm lang sowie jeweils 30–40 cm breit und hoch. Gerade diese aber waren schwieriger zu warten und zu kontrollieren als die größeren Taubenhäuser und -böden.

Schließlich sei in diesem Zusammenhang das kuriose „Taubentürmchen“ von Schloß Gondelsheim (nordwestlich Bretten) erwähnt. 1906–1908 erhielt das seinerzeit gerade fünfzig Jahre alte, in schottischem Stil geprägte Schloß einen Anbau, dessen Fassade mit reicher Jugendstil-Ornamentik versehen wurde.

Außer einem zentralen Schloßturm errichtete man am nördlichen Ende des Anbaues ein graziles Türmchen, das ebenso – wie das gesamte Dach – mit Schiefer gedeckt wurde. Es soll jahrzehntelang der Taubenhaltung gedient haben. Die dazu nötigen Fluglöcher und die Inneneinrichtung sind inzwischen beseitigt; nur zwei kleine Mansardöffnungen im angrenzenden Dach des Schloßbaues deuten noch auf früher hier ein- und ausfliegende Tauben. Gegenwärtig bieten Dachboden und Taubentürmchen zahlreichen Fledermäusen Asyl.

### Ältere und neuere Nutzungsaspekte

Aus heutiger Sicht hatten sämtliche hier erwähnten Baulichkeiten zur Taubenhaltung folgende starke Nachteile,

welche die Wirtschaftlichkeit wesentlich minderten:

Sie besaßen eine zu geringe Wärmedämmung. Alljährlich hemmte Winterkälte für mehrere Monate die Paarung und das Brutgeschäft.

Die fensterlosen, innen dunklen, zudem häufig schlecht gelüfteten und unzureichend von Kot gesäuberten Bauten förderten das Auftreten von Ungeziefer und Taubenkrankheiten.

Derzeit verlangt man für artgerechte Taubenaufzucht wärmegeämmte, helle, gut belüftete und regelmäßig sauber gehaltene Dachböden, Gartenschläge oder spezielle Volièren.

Seitdem vor etwa 5 100 Jahren auf einer in Granit gehauenen Speisefolge einer ägyptischen Königsfamilie die Taube als leckeres Gericht gepriesen wurde, hat sie diese Wertschätzung behalten. Als Schlachttiere galten zu meist nur die Jungtauben, kurz vor dem Flügge werden. Ihr besonders zartes Fleisch wurde „gekocht mit Hafergrütze“ als Kranken-Schonkost empfohlen. Die im 14. Jahrhundert entstandene Lügendichtung über das

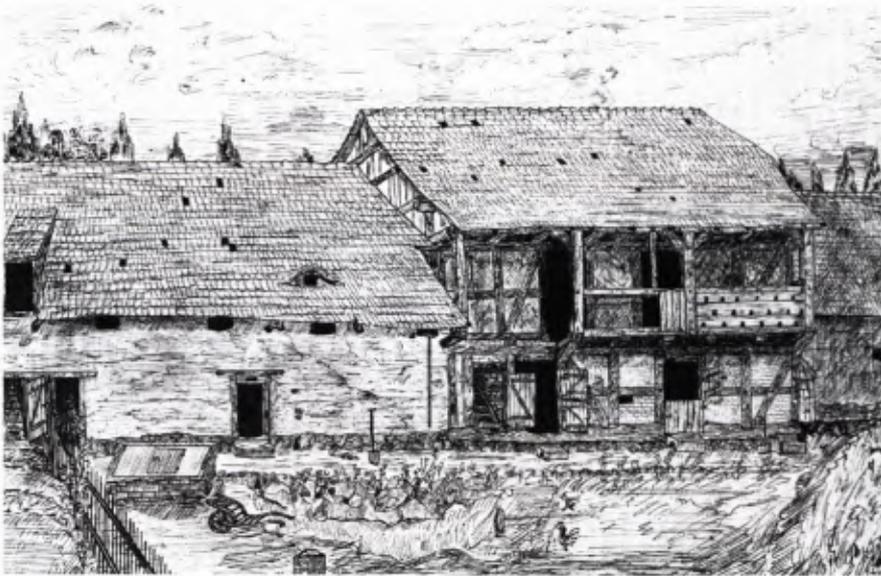
Schlaraffenland, welche die Brüder Grimm als Prosamärchen verfaßten, läßt dem Trägen gebratene Tauben in den Mund fliegen – als Sinnbild faulen Schlemmerlebens. Tauben waren bis in unser Jahrhundert mindestens ebenso wie junge Hähnchen verbreitetes Marktgeflügel.

Außerdem kam den „feldernden“ Tauben zu früheren Zeiten, als es noch keine Maschinenhacken und Unkrautvernichtungsmittel gab, eine wichtige pflanzensanitäre Rolle zu. Sie fraßen große Mengen Unkrautsamen und -knospen – lt. E. Meyer, 1953: je Taube jährlich 500 000 Vogelwicken-Samen (*Vicia faba*); massenweise wurden auch Ackersenf- und -knöterichsamen sowie kleine Schnecken vertilgt. Auf diese Weise ernährten sich die früher gehaltenen Tauben alljährlich mindestens drei Monate vollkommen und drei weitere Monate zur Hälfte durch Freifutter auf den Feldern.

Andererseits waren aber auch Tauben-Fraßschäden an Saaten (trotz zeitweiser Einsperrung der Vögel) und am Erntegut unvermeidlich. Im Hinblick darauf gab es früher fast allerorten behördliche Kontingentierungen



■ 6 Schloß Gondelsheim bei Bretten; 1906–1908 errichteter Anbau mit „Taubentürmchen“ (rechts).



■ 7 Taubenkästen mit Fluglöchern auf dem Laubengang eines alten sächsischen Wirtschaftsgebäudes in der Nähe von Halle/Saale (Federzeichnung von 1884).

der Taubenhaltung. Zedlers „Universal-Lexicon“ (1744) nennt „nicht mehr als 8 Paar Tauben auf eine Hufe Landes“ (=15 ha) und ein mancherorts verhängtes Taubenhaltungs-Verbot für Kleinbauern mit weniger als einer halben Hufe Land. Andererseits führt derselbe Autor an: „Ist demnach einem jeden erlaubt, auf seinem Grunde und Boden ein Tauben-Haus, auch ohne Vergünstigung der Obrigkeit aufzubauen“.

Bauern und Gärtner haben stets die Düngewirkung des „hitzen“ – weil sehr stickstoffreichen – Taubenmists geschätzt. Zedler empfahl 1744 gar, „Tauben-Mist mit Honige zu einem Pflaster gemacht, und um den Hals gelegt, vertreibt die Bräune, auf den Bauch gelegt, stellet er den Durchbruch; mit Gersten-Mehl und Eßig erweicht er die Kröpfe und alle harte Geschwulst“.

Wenn auch seit über hundert Jahren die Züchtung edler Rassetauben Fortschritte machte, dominierten als Schlachttauben die seit Urzeiten in Europa verbreiteten „Feldflüchter“. Dieser Rasse sagte man zwar mehrere Mängel nach: relativ kleine Körpergröße, öfters vorkommende Degeneration infolge Inzucht, niedrige Vermehrungsraten und mitunter mangelnde Schlagtreue. Aber wegen ihrer bekannten besonderen Widerstandsfähigkeit blieb sie dennoch in der heimischen Taubenzucht die meistgehaltene. Das 1953 erschienene Meyer'sche Fachbuch wies noch auf den möglichen ansehnlichen Reingewinn der Taubenzucht hin. Je Taubenpaar,

das sich alljährlich viereinhalb Monate durch Freifutter ernährt, brauchte man zur Hausfütterung nur 15 kg Mischfutter aufzuwenden; und dem stünde eine Erzeugung von 10–14 Jungtauben je Jahr gegenüber (damaliger Preis 2 Mark pro Stück). Solche Aspekte erwähnten zwar auch schon Römer und Weinmiller (1928); aber sie beurteilten die Situation kritischer. Auf die von ihnen selbst gestellte Frage nach der Rentabilität der Taubenhaltung gaben sie zur Antwort: „Nun, Reichtümer sind damit keinesfalls zu erwerben, mindestens eben nicht mit der (Feldflüchter-) Fleischzucht, von der hier die Rede ist“.

Für jeden Landwirt stehe fest: „Wer sein Geld nicht kann sehen liegen, der kaufe Tauben, dann sieht er's fliegen“. Das Römer-Weinmiller'sche Taubenkapitel schließt mit dem Satz: „Wo die Tauben nicht zu Zwecken der Rasse- oder Liebhaberzucht gehalten werden, betrachtet man sie selbst in Erwerbsgeflügelzuchten nur als Anhängsel, in der Landwirtschaft aber als notwendiges Übel“.

Die oben dargelegten baulichen Mängel der alten Tauben-Behausungen haben das von E. Meyer (1953) aufgestellte Produktionsziel sicherlich zumeist nicht erreichen lassen. Zahlreiche Landwirte erkannten deshalb vor und nach dem Zweiten Weltkrieg die Taubenzucht als unwirtschaftlich und gaben sie auf.

Die wenigen heute noch vorhandenen Taubenhäuser bleiben aber – auch wenn sie kaum noch mit Tauben

besetzt sind – kulturhistorisch interessante Baudenkmale des ländlichen Raumes.

Herrn Konservator Dr. Erik Roth, LDA, Außenstelle Freiburg/Breisgau, danke ich für Hinweise auf die zwei Taubenhäuser im Breisgau.

#### Literatur:

- Bohrer, G. u. W. Kieser: Kurze Heimatgeschichte von Oberrimsingen. Oberrimsingen 1961.
- Brockhaus-Enzyklopädie: 19. Auflage, Bd. 19 „Schlaraffenland“, Bd. 21 „Tauben“. Mannheim 1992/93.
- Florin, F. P.: Allgemeiner, Kluger und Rechtsverständiger Hauß-Vatter. Frankfurt/Main, 1722.
- Landesdenkmalamt Baden-Württemberg, Außenstelle Freiburg: Liste der Kulturdenkmale: Breisach-Grezhausen und Eschbach-Weinstetten.
- Lucke, R.: Taubenhäuser – rar gewordene ländliche Kulturdenkmale. Bitterfelder Heimatblätter XVIII, 73–85, 1995.
- Meyer, E.: Viehhaltung und Tierheilkunde; Gütersloh, 1953.
- Müller, A. u. F. Schäfer: Der Weinstetter Hof. In „Eschbach Lebenslauf eines Dorfes“. Hrsg. v.d. Gemeinde Eschbach, Ettenheim, 1993.
- Oertel + Spörer: Taubenschläge und Völiären; Verlagshaus Reutlingen, o. J.
- Römer, R. u. L. Weinmiller: Wirtschaftsgeflügelzucht und -haltung. Stuttgart 1928.
- Zedler, J. H.: Großes Vollständiges Universal-Lexicon, Bd. 42, Kap. „Taube“. Leipzig und Halle (Saale), 1744.

**Dr. Rupprecht Lucke**  
Berliner Straße 19/4  
79211 Denzlingen

# Die Altstadt Durlachs als Gesamtanlage

Ulrike Plate



■ 1 Die ovale Stadtanlage wird auf dem Luftbild besonders anschaulich. Aus der kleinteiligen Wohnbebauung ragen die Türme der katholischen Kirche am rechten Bildrand, des Basler Torturms und der evangelischen Stadtkirche heraus. Zwischen Altstadt und Karlsburg ist auf dieser Aufnahme von 1980 noch das Amtsgefängnis zu sehen, das für den Neubau des Weiherhofcenters 1995 abgebrochen wurde.

Die alte Markgrafenstadt Durlach ist ein einzigartiges Beispiel dafür, wie sich auf einem mittelalterlichen Stadtgrundriß der barocke Planstadtgedanke manifestierte. Durch die Zerstörung im Pfälzischen Erbfolgekrieg 1689 war neben der Neuplanung für das Residenzschloß auch eine Neuordnung der Stadt notwendig geworden. Einmalig ist hierbei, wie der auf die staufische Gründung zurückgehende ovale Stadtgrundriß beibehalten wurde und doch durch die Vorschrift, den Wiederaufbau nach festgelegten Modellhaustypen vorzunehmen, eine Regulierung des Straßenbildes im barocken Geist durchgeführt wurde.

Nach der Gründung des benachbarten Karlsruhe 1715 als neuer Residenzstadt verlor Durlach zunehmend an politischer Bedeutung. 1938 endete Durlachs Eigenständigkeit mit der Eingemeindung nach Karlsruhe. 1983 hat die Stadt Karlsruhe ein Sanierungsge-

biet ausgewiesen und in den folgenden Jahren konnte hier eine dem historischen Stadtbild gerecht werdende Aufwertung des Stadtraumes bewirkt werden. Heute ist Durlach ein beliebter Wohnort, der sich mit qualifizierten Einzelhandelsgeschäften zu einem wichtigen Unterzentrum entwickelt hat. Um das Erreichte dauerhaft zu schützen und auch in Zukunft auf Veränderungen positiv einwirken zu können, hat die Stadt Karlsruhe auf Empfehlung des Landesdenkmalamtes eine Gesamtanlagensatzung gemäß § 19 Denkmalschutzgesetz Baden-Württemberg erlassen, die am 29. Juli 1998 in Kraft getreten ist.

Die Gesamtanlage Durlach umfaßt den ältesten ovalen Stadtkern, der spätestens seit dem 13. Jahrhundert ummauert war, die Vorstadt, die sich wohl ab dem 14. Jahrhundert östlich des alten Stadtkerns entwickelt hatte sowie den Burgbereich mit dem sich

nach Süden erstreckenden Schloßgarten. Ausgeklammert wurde das Gelände des ehemaligen Amtsgefängnisses, auf dem 1998 das neue Weiherhofcenter eröffnet wurde, ein in jeder Weise die Proportionen des Ortes sprengender Einkaufsmarkt.

Die besondere Bedeutung des heutigen Ortsbildes liegt in der Geschlossenheit der historischen Stadtanlage begründet. Prägend ist der ringförmige Straßenverlauf innerhalb des ovalen Mauergürtels. Dieser ist beiderseits des Basler Torturms im Süden mit Stadtmauer, Zwingermauer und dem davor gelegenen Graben über größere Strecken erhalten. Anschaulich sind auch die Bogenarkaden der jüngeren Vorstadtmauer im Bereich „An der Stadtmauer“. Wo die Mauer oberirdisch nicht erhalten ist, zeichnet sich ihr Verlauf im Parzellenzuschnitt ab, wie Katasterplan und Luftbilder anschaulich zeigen.



■ 4 In der Gasse An der Stadtmauer sind die Bogenarkaden der jüngeren Vorstadtmauer erhalten.

■ 5 In der Amtshausstraße wird die Auswirkung der Modellbauvorschrift anschaulich. Durchgängige Zweigeschossigkeit, regelmäßige Fensteranordnungen, durchgezogene Geschoßgesimse prägen die Gleichförmigkeit der Bebauung.



Domenico Egidio Rossi in Form einer dreischiffigen Hallenkirche neu erbaute Langhaus. Die Nordseite des Marktplatzes begrenzt das langgestreckte viergeschossige Gebäude des Rathauses mit seiner hohen Treppengiebfassade. Der barocke Bau wurde 1845 von Jakob Hochstetter vollständig erneuert.

Ein weiterer Freiraum innerhalb des mittelalterlichen Stadtgefüges wird von der 1878 erbauten Friedrich-Realschule dominiert, die auf dem Gelände der ehemaligen Zehntscheuer erstellt wurde. Ein Großbau des ausgehenden 19. Jahrhunderts ist auch die nach Plänen von Baudirektor Max

Meckel errichtete katholische Stadtkirche St. Peter-und Paul, die an der Stelle der ehemaligen Kelter steht.

### Gesamtanlagensatzung

§ 1 Das Orts-, Platz- und Straßenbild im Bereich der historischen Altstadt Durlachs wird als Gesamtanlage „Altstadt Durlach“ unter Denkmalschutz gestellt.

§ 2 Der Geltungsbereich der Gesamtanlage ist im beiliegenden Lageplan des Stadtplanungsamtes vom 10.03.98 dargestellt. Dieser Plan ist Bestandteil der Satzung.

§ 3 Gegenstand des Schutzes ist das

vorhandene Erscheinungsbild der Durlacher Altstadt, wie es sich gegenwärtig von Innen, aber auch von Außen, beispielsweise vom Turmberg aus, darstellt. Dieses Erscheinungsbild ist geprägt durch:

1. Die städtebauliche Grundstruktur mit dem ovalen Stadtkern, der Vorstadt und dem Schloßbereich, die großen historischen, öffentlichen und privaten Gebäude, den Verlauf von Stadtmauer und Graben und die mittelalterliche Parzellierung.
2. Die von der historischen Bebauung geprägten Straßen und Platzräume mit ihren Profilen, den Belägen, der Möblierung des öffentlichen Raumes und den Grünbereichen.



■ 6 Auch in der Bienleinstraße wird der Gesamteindruck von der gekrümmten Straßenführung und der überwiegend traufständigen Bebauung geprägt.

■ 7 Die Karlsburg, im Vordergrund der Prinzessinnenbau aus dem 16. Jh. mit dem anschließenden Kavalierebau aus der Bauplanung um 1700, welcher 1986 eine risalitartige Ergänzung erhalten hat.



3. Die Gebäudefassaden mit ihren sich aus der Parzellengröße und Traufhöhe ergebenden Proportionen, ihren Gliederungen, die Dachzonen, gestaltete Einzelausbildungen an den Fassaden, die Farb- und Materialwahl, Fensterformate, Fensterteilungen und Fensterläden, Tür- und Torflügel.

**§ 4** Genehmigungspflicht für Änderungen:

1. Veränderungen an dem geschützten Bild der Gesamtanlage bedürfen der Genehmigung der Unteren Denkmalschutzbehörde. Genehmigungspflichtig sind insbesondere:

a. Die Errichtung, die Veränderung und der Abbruch baulicher Anlagen

und anderer Anlagen und Einrichtungen im Sinne der Landesbauordnung auch wenn sie keiner Baugenehmigung bedürfen oder verfahrensfrei sind.

b. Die Errichtung von sonstigen Anlagen und Einrichtungen, insbesondere im öffentlichen Verkehrsraum, soweit diese nicht nur vorübergehend ist.

c. Das Anbringen von Verkleidungen an Außenwänden wie Jalousien, Markisen, Werbeanlagen, Außenbeleuchtungen, Antennen, Parabol-Spiegeln, Automaten und Solaranlagen.

d. Die Veränderung der Dachdeckung, Gesimse, Türen, Türgewände, Fenster, Fenstergewände, Fensterläden, des historischen Fassadendekors, des

Verputzes und der Farbe der Gebäude.

e. Die Gestaltung der Straßen und Platzbeleuchtungen sowie die Veränderungen der Beläge und der Niveaus.

2. Die Genehmigung ist zu erteilen, wenn die Veränderung das Bild der Gesamtanlage nur unerheblich oder nur vorübergehend beeinträchtigt oder wenn überwiegende Gründe des Gemeinwohls unausweichlich Berücksichtigung verlangen.

3. Die Genehmigung kann mit Bedingungen und Auflagen verbunden werden.

4. Bedürfen Veränderungen nach Abs. 1 nach anderen Vorschriften einer Genehmigung, tritt die Zustimmung der



■ 8 Den Marktplatz rahmen die evangelische Stadtkirche mit dem markanten achteckigen Turm und das Rathaus, das 1845 vollständig erneuert worden ist.

Denkmalschutzbehörde an die Stelle der denkmalschutzrechtlichen Genehmigung. Vorhaben, die Gegenstand eines Planfeststellungsverfahrens sind, sind von der Genehmigung nach Abs. 1 ausgenommen.  
5. Anträge auf Genehmigung sind bei der Stadt Karlsruhe einzureichen.

6. Werden an dem geschützten Bild der Gesamtanlage rechtswidrige Veränderungen vorgenommen, kann die Wiederherstellung des geschützten Bildes angeordnet werden.

#### § 5 Ordnungswidrigkeiten

1. Wer vorsätzlich oder fahrlässig ohne Genehmigung die in § 4 Abs. 1 bezeichneten Handlungen vornimmt oder den in der Genehmigung enthaltenen Auflagen oder Bedingungen zuwider handelt, handelt ordnungswidrig im Sinne des § 27 Abs. 1 Nr. 6 des Denkmalschutzgesetzes.

2. Die Ordnungswidrigkeit kann mit einer Geldbuße bis zu 100.000,- DM in besonders schweren Fällen bis zu 500.000,- DM geahndet werden.

#### § 6 Inkrafttreten

Diese Satzung tritt am Tag nach ihrer Bekanntmachung in Kraft.

Karlsruhe 28. 07. 98  
Prof. Dr. Gerhard Seiler  
Oberbürgermeister

#### Literatur:

Wolfgang Seidenspinner: Die Feste Stadt. Anmerkungen zu Funktion und Bedeutung der mittelalterlichen Stadtbefestigung und ihrer denkmalpflegerischen Bewertung. Mit einem aktuellen Beispiel: Durlach. Denkmalpflege in Baden-Württemberg 1984, S. 64-75.

Michael Borrmann, Barocke Stadt- und Modellhausprojekte in der Markgrafschaft Baden-Durlach vor der Gründung von Karlsruhe. Klar und lichtvoll wie eine Regel. Planstädte der Neuzeit vom 16. bis zum 18. Jahrhundert. Ausstellungskatalog. S. 231-242.

**Dr. Ulrike Plate**  
LDA · Inventarisierung  
Durmshheimer Straße 55  
76185 Karlsruhe

# Apotheke sucht Apotheker

Die historische Stadtapotheke in Radolfzell am Bodensee ist anschaulich überliefert

Petra Wichmann

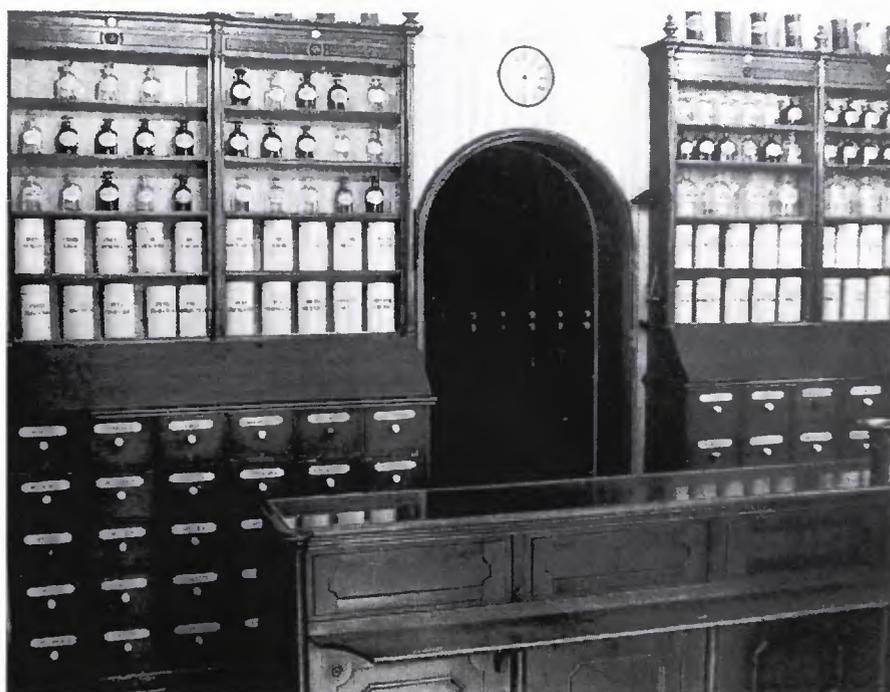


■ 1 Die Radolfzeller Stadtapotheke entstand 1688/89. Auf dem Erker ist die Geschichte des Hauses in Sgraffitotechnik dargestellt.

Die Radolfzeller Stadtapotheke ist ein Patrizierhaus von 1688/89. Seine Bedeutung wird schon durch die Lage an der breiten, vom See bzw. heute auch vom Bahnhof her zum Marktplatz führenden Straße deutlich. In unmittelbarer Nachbarschaft stehen der spätgotische Stadtpalast des Ritterkantons Kocher, das heute aus dem 19. Jahrhundert stammende Rathaus und schräg gegenüber erhebt sich das spätromanisch-gotische Münster.

Die Stadtapotheke ist ein breitgelagerter, frühbarocker Eckbau mit Eckerker und hohem Krüppelwalmdach. Das dreigeschossige Gebäude zeigt sich heute als ein durch die spätklassizistisch-biedermeierliche Umgestaltung von 1834 geprägter Putzbau. Im Inneren des geräumigen Gebäudes ist

im Erdgeschoß die Apotheke untergebracht. Im Verkaufsraum, Offizin, ist die ausgesprochen qualitativ gearbeitete Einrichtung der Biedermeierzeit in Kirschbaum- und Buchsbaumholz vollständig erhalten. Auf den obersten Regalbrettern stehen noch die kostbaren Apothekengläser aus Böhmen und Buchsbaumgefäße. Die notwendige moderne Technik ist in Nebenräumen untergebracht. Zur historischen Apotheke gehört weiterhin der aufgrund seiner klimatisch ausgleichenden Eigenschaften als Arzneikeller geschätzte Gewölbekeller samt Ausstattung und die Materialkammer für Drogen und Chemikalien im ersten Dachgeschoß. Ein breiter Flur und eine freischwingende, hölzerne Podesttreppe führen zu den repräsentativen Wohnräumen im Obergeschoß.



■ 2 Die Inneneinrichtung der Offizin ist überwiegend aus Kirschbaumholz gearbeitet, nur die stark gebogenen Holzteile sind aus Buchsbaumholz hergestellt.

■ 3 Die Materialkammer für Drogen und Chemikalien im Dachgeschoß.

Die zu den Straßenseiten angeordneten Räume sind durch Türen als Enfilade untereinander verbunden und durch Ausstattungsdetails von der Barock- bis zur Biedermeierzeit geprägt. So sind noch die breiten Fußbodendielen oder Kassetten aus Buche und Eiche vorhanden, Füllungstüren, einfacher Deckenstuck und ein schöner Empire-Kachelofen.

Die traditionsreiche Radolfzeller Stadtapotheke gehört heute sicherlich bundesweit zu den wenigen, in solcher Qualität und Vollständigkeit überlieferten Beispielen. Sie genoß bis 1920 das Privilegium exclusivum und wurde seit ihrer Gründung durch nur drei Familien jeweils durch mehrere Generationen geführt. Das heutige Besitzerpaar sucht aus Altersgründen für das liebevoll gepflegte Anwesen einen engagierten Nachfolger.

Für die Adresse wende man sich an die Stadt Radolfzell, Untere Denkmalschutzbehörde, oder an das Landesdenkmalamt, Außenstelle Freiburg. Gedacht ist seitens der Eigentümer an eine Verpachtung oder notfalls den gesonderten Verkauf des Erdgeschosses mit der Apotheke.

**Dr. Petra Wichmann**  
LDA · Inventarisierung  
Sternwaldstraße 14  
79102 Freiburg/Breisgau



# Archäologie im Wieslocher „Dörndl“

Ralf Baumeister / Andreas Hensen



■ 1 Das „Dörndl“ in Wiesloch. Der mittelalterliche Wehrturm mit dem Anbau aus dem Jahre 1908 dient heute als Städtisches Museum.

Am 10. Mai 1998 eröffnete die Stadt Wiesloch die neue archäologische Abteilung ihres Städtischen Museums. Funde und Forschungsergebnisse der langjährigen Ausgrabungen im Wieslocher Gewann „Weinäcker“ wurden auf diese Weise der interessierten Öffentlichkeit zugänglich gemacht.

Nach ersten Entdeckungen kurz vor der letzten Jahrhundertwende stieß man erst wieder im Jahre 1987 beim Bau eines Rückhaltebeckens am Leimbach auf umfangreichere vor- und frühgeschichtliche Zeugnisse. Dem ehrenamtlichen Mitarbeiter Ludwig Hildebrandt war hier eine bedeutende archäologische Fundkonzentration aufgefallen. Er wurde mit der Leitung von Notbergungen betraut, bis im Spätjahr 1988 die Archäologi-

sche Denkmalpflege in Karlsruhe die Durchführung von Ausgrabungen veranlaßte. Diese dauerten bis Herbst 1991 und wurden in den Jahren 1995 und 1996 fortgesetzt. Auf einer untersuchten Fläche von über 4 ha haben zahlreiche Epochen ihren Niederschlag gefunden: Erstmals ließen sich während der Jungsteinzeit Siedler an diesem Platz nieder. Auch während der Bronzezeit, der Urnenfelder- und Hallstattkultur, der Römer- sowie der Karolingerzeit lebten Menschen auf dem Hügel im Leimbachbogen.

Eine Auswahl von Funden aus diesen Notbergungen war seit 1989 im Foyer des Rathauses ausgestellt, später stellte hierfür auch das Landesdenkmalamt Objekte aus seinen Ausgrabungen zur Verfügung. Im Frühjahr 1997 kamen



■ 2 Funde aus einem Urnenbrandgrab (der älteren Siedlungsphase).

Stadtverwaltung und Archäologische Denkmalpflege überein, die Grabungsergebnisse in einer angemessenen Form zu präsentieren. Die Voraussetzungen hierfür waren günstig, da im Rahmen verschiedener Magisterarbeiten und Dissertationen der größte Teil der Untersuchungen bereits ausgewertet werden konnte.

Ein Raum im „Dörndl“ schien für diesen Zweck geeignet zu sein (Abb. 1). Das reizvolle Gebäude war einst als Wehrturm in den südlichen Abschnitt der Ringmauer eingebunden, die seit dem 14. Jahrhundert die Stadt schützte. (Die Bezeichnung „Dörndl“ geht auf das mittelhochdeutsche Wort „torn“ für „Turm“ zurück). Während des 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts diente der Turm als Arrestzelle. Seit den 60er Jahren beherbergt das „Dörndl“ ein Museum, das vor allem der Geschichte der Stadt, der

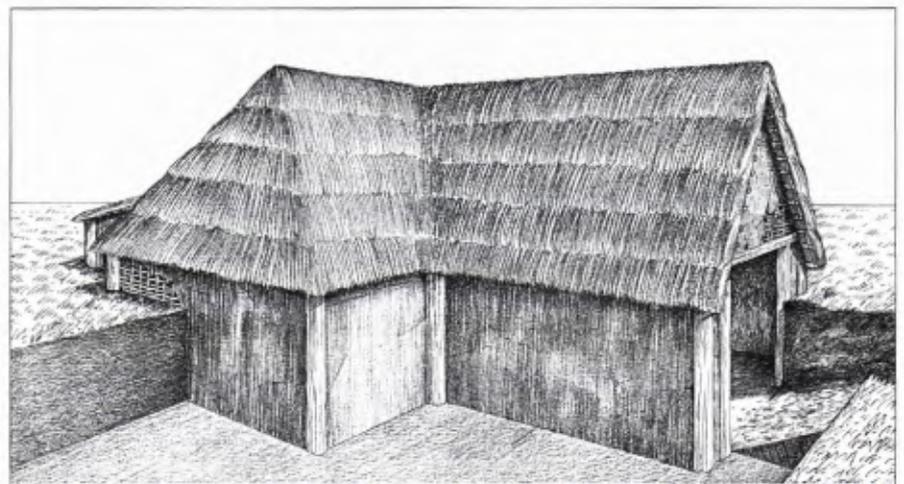
Geologie und nicht zuletzt dem regionalen Bergbau gewidmet ist. Der beschränkte Raum im neu zu gestaltenden Obergeschoß legte es nahe, in der Präsentation bewußt Schwerpunkte zu setzen. In Zusammenarbeit mit dem Kulturreferat der Stadt und mit der Denkmalpflege entwarfen die Autoren ein Gesamtkonzept und betreuten dessen Durchführung. Die Firma Heidelberger Druckmaschinen besorgte großzügigerweise den Satz der Tafeln.

Eine Auswahl an Exponaten aus allen Zeitperioden wird in der ersten Vitrine geboten; zusätzlich verdeutlicht eine Zeittafel zur Besiedlungsgeschichte den reichhaltigen Fundniederschlag und veranschaulicht damit zugleich auch die zentrale Bedeutung dieses Siedlungsplatzes in vorgeschichtlicher Zeit. Schwerpunkte sind dann die Spätbronze- und Römerzeit, die Epochen, die sowohl quantitativ als auch hinsichtlich der Aussagekraft ihrer Relikte den Fundplatz dominieren.

## Die Spätbronzezeit

Während des letzten Abschnitts der Bronzezeit war Nordbaden Teil einer ganz Zentraleuropa umfassenden, auffallend einheitlichen Kulturentwicklung. Hier begann im Verlauf des 13. vorchristlichen Jahrhunderts die allmähliche Herausbildung des „urnenfelderzeitlichen Kultursystems“, das sich in der Folgezeit über weite Teile West- und Mitteleuropas ausbreitete und schließlich um die Jahrtausendwende zur vollen Blüte gelangte.

Reichhaltig bebilderte Schautafeln führen den Besucher in die kulturellen Zusammenhänge dieser Zeit ein: So



■ 3 Spätbronzezeitliches eingetieftes „Kultgebäude“ aus dem Gräberfeld (Rekonstruktionszeichnung: K. Mikiffer).

erfährt er z. B., daß erst im Verlauf der Urnenfelderzeit wieder eine deutliche Verdichtung der Siedlungsstellen in ganz Südwestdeutschland zu beobachten ist, nachdem am Ende der Mittelbronzezeit zahlreiche Siedlungen aufgelassen worden waren. Das Siedlungsbild dieser Zeit wird allgemein von locker gestreuten Gehöften oder kleinen weilerartigen Dorfanlagen ländlichen Typs geprägt. Daneben entwickelten sich an verschiedenen verkehrsgeographischen Schnittpunkten auch Großsiedlungen, hinter denen wir heute politische und wirtschaftliche Mittelpunkte einer weiteren Region sehen.

Vermutlich wählte man auch bei der Gründung der urnenfelderzeitlichen Siedlung von Wiesloch gezielt eine derartige verkehrsgeographisch begünstigte Lage entlang einer größeren Handelsroute aus, die von der nördlichen Oberrheinebene über den Kraichgau in das mittlere Neckarland führte. Anhand der Funde lassen sich in der Siedlung deutlich zwei aufeinanderfolgende Phasen belegen, die offenbar nur kurz durch ein Hochwasser unterbrochen wurden: So folgte einem ursprünglich auf den Nordosten begrenzten Siedlungskern bald eine große Dorferweiterung, die sich über fast die gesamte Grabungsfläche verfolgen läßt und die sich im Süden bis an die Leimbachniederung erstreckt. Erst am Ende dieser zweiten Siedlungsphase wurde das Dorf zusätzlich durch ein aufwendiges Befestigungswerk aus Wall und Graben mit hintergeschalteter Palisade gesichert. Ursachen dieser fortifikatorischen Maßnahme sind möglicherweise in unruhigen Zeiten begründet.

Nach dieser Einführung in die kulturellen und siedlungsgeschichtlichen Zusammenhänge erfährt der Besucher auch Wesentliches über den Alltag in der Urnenfelderzeit; anhand ausgewählter Exponate sowie zahlreicher Schautafeln werden sowohl Ernährungsweise, Textil- und Bronzehandwerk als auch der Hausbau und die Wirtschaftsweise in dieser Epoche eingehend erläutert.

Als ein einmaliger Glücksfall der Ausgrabungen erwies sich, daß – südwestlich des engeren Siedlungsareals – noch etwa fünfzehn, weitgehend ungestörte Gräber entdeckt und dokumentiert werden konnten, die sämt-

lich dem in der Urnenfelderzeit geläufigen Typus des «Urnenbrandgraves» entsprechen: Hierbei wurden die Toten auf einem Scheiterhaufen verbrannt, der Leichenbrand ausgelesen, mit Keramik- und Bronzebeigaben in einer Urne gesammelt und schließlich in einer Grabgrube beigesetzt. Außer einer großen, mit einer Deckschale verschlossenen Urne wurden auch zahlreiche kleinere Gefäße, von denen einige Speisebeigaben enthielten, dem Toten mit ins Grab gegeben. So zeigen die drei ausgestellten Grabfunde (Abb. 2), daß zur Ausstattung ganze Serien von Tassen, Tellern oder Schalen gehörten, die vielfach geschirrsatzartig zusammengestellt wurden. Vermutlich spielten diese Gefäßservice eine zentrale Rolle bei den Bestattungsfeierlichkeiten, den traditionellen Eß- und Trinkgelagen.

Besondere Aufmerksamkeit verdient ein abseits der Siedlung im Zentrum des Gräberfeldes gelegenes Gebäude, welches im Bereich der nordalpinen Urnenfelderkultur einzig ist. (Abb. 3): Es handelt sich um einen kleinen einschiffigen Pfostenbau mit apsidenartiger Erweiterung im Osten und einer nach Westen vorgelagerten Eingangshalle. Aufgrund seiner zentralen Lage inmitten des Gräberfeldes ist eine Nutzung zu kultischen Zwecken, etwa im Rahmen von Bestattungsfeierlichkeiten, außer Frage. Diese zeremoniellen Anlässe wurden dabei offenbar halbunterirdisch gefeiert, wie die Eintiefung des Gebäudes in das anstehende Erdreich erkennen läßt. Einen Hinweis auf rituelle Handlungen gibt ein im Eingangsbereich des Kultgebäudes niedergelegtes kleines Tonmodell mit antithetisch gebildeten Vogelkopffenden (Abb. 4). Es bezeugt auch für den nördlichen Oberrhein die urnenfelderzeitliche Symbolik des Wasservogels, oft kombiniert mit der „Vogel-Sonnen-Barke“.

Das Ende der Wieslocher Siedlung fällt in die Zeit um 800 v. Chr., als infolge einer überregionalen Klimaverschlechterung nicht nur die Seeufersiedlungen des nördlichen Alpenvorlandes, sondern auch zahlreiche Landsiedlungen aufgegeben werden mußten. Vermutlich waren die Siedler in Wiesloch damals gezwungen, wegen der durch den Klimasturz verursachten Überschwemmungen die Rheinauen zu verlassen und ökologisch günstigere Lebensräume – wie



■ 4 Vogelförmiges Tonmodell.



■ 5 Plakat mit Motiven aus dem römischen Vicus.

etwa die höher gelegenen Lößgebiete des Kraichgau – aufzusuchen.

## Römische Epoche

Mit wenigen Schritten überwindet der Besucher einen Zeitraum von ca. 1000 Jahren und gelangt in den zweiten Abschnitt der Ausstellung (Abb. 5): Um 110/120 n. Chr. wurde im Leimbachbogen bei Wiesloch ein römischer Vicus gegründet, dessen Bauten zunächst aus einfachem Fachwerk bestanden. Diese „Landstadt“ befand sich auf dem Territorium einer noch jungen, unter Kaiser Trajan (98–117 n. Chr.) eingerichteten Gebietskörperschaft, der „Civitas Ulpia Sueborum Nicrensium“. Zu deren Verwaltungsmittelpunkt wurde der ehemalige Kastellplatz Lopodunum erhoben, das heutige Ladenburg. Vieles weist darauf hin, daß bald nach Schaffung dieser Verwaltungseinheit die noch schwach besiedelten Gebiete des Territoriums planmäßig erschlossen wurden und auch die Gründung des Wieslocher Vicus im Rahmen dieser Maßnahme erfolgte.

Die Spuren, die eineinhalb Jahrhunderte römisches Leben im Vicus hinterlassen haben, zeigen zum einen von anderen Zivilsiedlungen und Kastellhöfen Vertrautes. Andererseits haben die Grabungen im Wieslocher Vicus Baulichkeiten und Einzelobjekte ans Licht gebracht, die unsere Kenntnisse über diese Epoche ergänzen. Das für die regionale Besiedlungsge-

schichte Allgemeingültige wie das Besondere zeigt die Ausstellung in einer Auswahl. Nach einer Einführung über die zur kleinräumigen Topographie und zur verkehrsgeographischen Situation des Platzes werden die Bauweise der Wohn- und Wirtschaftsgebäude – die „Streifenhäuser“ – und der Wandel der Siedlungsstruktur erläutert. Metallbeschläge von einfachen Karren, aber auch von luxuriösen Reiseswagen, weisen auf die Bedeutung der Verkehrswege im Oberrheintal hin.

Mit der täglichen Ernährung hat ein Großteil der Funde zu tun, insbesondere die beträchtlichen Mengen an Gefäßkeramik. Kochgerät, Geschirr, Gläser, Bronzebesteck und botanische Reste spiegeln sowohl Speisegewohnheiten einfacher Leute wie die Merkmale spezifisch römischer Tafelkultur wider. Weitere Themeneinheiten befassen sich mit Kleidung und Schmuck, mit Hinweisen auf die Verwendung der Schrift im Alltag oder mit den gebräuchlichen Münzsorten. In den letztgenannten Zusammenhang gehört auch eine ungewöhnliche Spardose mit perforiertem Boden.

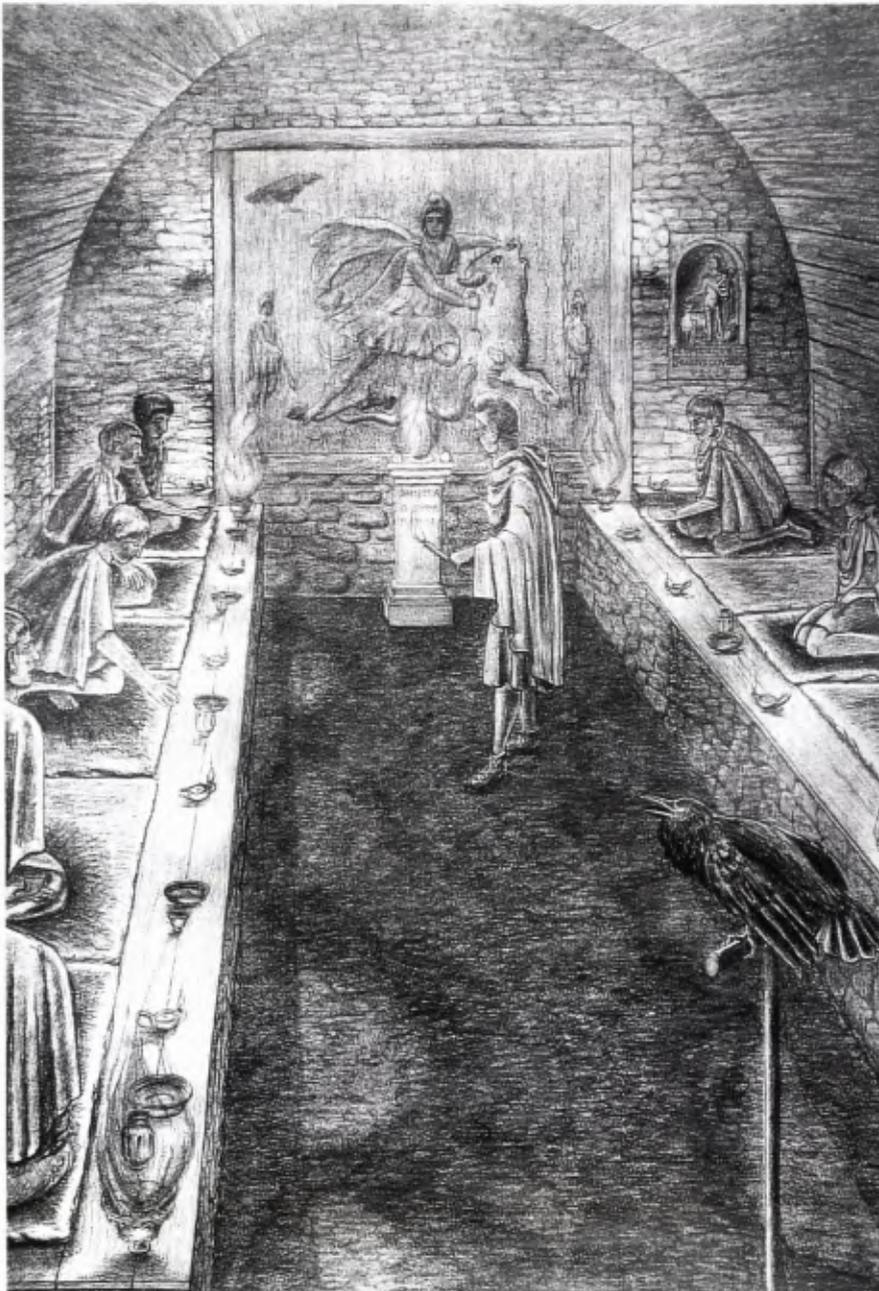
Zahlreiche Geräte und Produktionsabfälle – vom Ledermesser bis zu den Schlacken einer Eisenschmiede – bezeugen vielfältige handwerkliche Aktivitäten. Einzigartig nördlich der Alpen ist der Fund eines Eichtisches, mit dem die Hohlmaße der Händler überprüft werden konnten.

Ein komplexes Thema stellt die Religiosität der Vicusbewohner dar. Am auffälligsten manifestiert sie sich in zwei verhältnismäßig gut erhaltenen Tempeln: Zum einen ein Mithräum, in dem die Mysterien des Mithraskultes praktiziert wurden (Abb. 6). Außerdem konnten die Fundamentreste eines Umgangstempels freigelegt werden. Ein bemerkenswertes Stück aus der sakralen Ausstattung ist ein Weiherelief für den „Genius des Mars Cenebeticus“, einer gallo-römischen Gottheit. Gestiftet hatte es Gaius Amonius Quintus, der erste namentlich bekannte römische Wieslocher Bürger. Auch die Bestattungsbräuche werden gewürdigt: Die ausgestellten Beigaben stammen aus zwei Brandgräbern, die bemerkenswerterweise unmittelbar vor dem Mithräum angelegt worden waren.

Das stetige Wachstum der Siedlung wurde im 2. Viertel des 3. Jahrhunderts durch ihre fast vollständige Zerstörung beendet, die mit den ersten Plünderungszügen der Alamannen in Zusammenhang stehen dürfte. In dieser Zeit richteten die Bewohner einen Kultplatz ein, in dem nach einem in keltischer Tradition stehenden Ritus u.a. Tiere geopfert wurden. Eine ganze Vitrine ist einem elfteiligen „Geschirropfer“ gewidmet, das auch Fleischbeigaben umfaßte. Es handelt sich dabei um den jüngsten geschlossenen Befund aus Wiesloch, der kurz vor der Räumung des Vicus um 260 n. Chr. angelegt wurde. Wenige Fibeln und



■ 6 Blick auf das Mithräum während der Ausgrabung.



■ 7 Rekonstruierte Innenansicht des Wieslocher Mithräums während einer Zeremonie (Zeichnung: D. Tonn).

Haarnadeln beweisen, daß sich erst im Laufe des 4. Jahrhunderts alamannische Siedler neben den römischen Ruinen niedergelassen hatten.

Nur wenige Schritte vom Museum entfernt kann ein Stück original römischer Bausubstanz aus dem Vicus besichtigt werden: Unmittelbar gegenüber vom „Dörndl“ befindet sich im Graben vor einem Abschnitt der mittelalterlichen Stadtmauer ein gut erhaltener römischer Steinkeller: Er war zu Beginn der Notbergungen im Vicus geborgen und konserviert und auf Veranlassung der Stadt mit großem Aufwand über eine Entfernung von etwa 2,5 km hierher versetzt worden.

Adresse:  
Städtisches Museum Wiesloch  
Röhrgasse 24  
69168 Wiesloch

Öffnungszeiten:  
Sonntags 14.00–16.00 Uhr, oder nach telefonischer Vereinbarung:  
Tel. 06 222/84305

#### Literatur:

R. Baumeister, Jüngere Bronzezeit – Urnenfelderkultur. In: R.-H. Behrends (Hrsg.), Faustkeil – Urne – Schwert. Archäologie in der Region Karlsruhe (Karlsruhe 1996) 87ff.  
R.-H. Behrends, Weitere Ausgrabungen im Gewann „Weinäcker“ in Wiesloch, Rhein-

Neckar-Kreis. Arch. Ausgr. Baden-Württemberg 1996 (1997), 131ff.

A. Hensen, Der römische Vicus von Wiesloch. In: R. Ludwig/B. Rabold (Hrsg.), Kultur(ge)schichten – Archäologie am Unteren Neckar. Arch. Inf. Baden-Württemberg 34 (1997) 27ff.

**Dr. Ralf Baumeister**  
Federseemuseum  
88522 Bad Buchau

**Dr. Andreas Hensen**  
Archäologisches Landesmuseum  
Baden-Württemberg  
Zentrales Fundarchiv  
Lützowerstraße 10  
1076437 Rastatt

# Resolution des Deutschen Nationalkomitees für Denkmalschutz

## Schutz und Pflege des Kulturellen Erbes brauchen wirksame Gesetze und steuerliche Förderung

---

In Sorge um die Zukunft unserer Denkmäler erinnert das Nationalkomitee Regierungen und Parlamente an ihre gesetzlichen Verpflichtungen, diese unwiederbringlichen Zeugnisse deutscher Geschichte zu erhalten und damit eine für ganz Europa wichtige, vielfältige Kulturlandschaft zu bewahren.

Dieser Auftrag ist unabhängig vom Zeitgeist und gilt auch in wirtschaftlich schwierigen Zeiten. Ihm widersprechen Gesetzesänderungen wie Novellierungsabsichten in Bund und Ländern, die zwangsläufig einen Verlust an Denkmälern zur Folge haben. Sie liegen nicht im Interesse einer großen Mehrheit der Bevölkerung. Sie laufen auch dem Willen der europäischen Staatengemeinschaft zuwider, die die Erhaltung der Kulturgüter als eine wichtige Aufgabe aller Kulturstaaten erkannt und für die der Europarat soeben für 1999/2000 die Kampagne „Europa: Ein gemeinsames Erbe“ ausgerufen hat. Deutschland mit seinem unvergleichlichen Reichtum an Denkmälern hat die Pflicht, im Denkmalschutz vorbildlich zu sein.

Im einzelnen begründet das Nationalkomitee seine Sorge wie folgt:

### I.

Denkmäler sind in Gefahr, weil Gesetze, die wie ein Schutzschild für die Denkmalpflege wirken und bis heute die Rettung, Erhaltung, Instandsetzung und Nutzung vieler kleiner und großer Denkmäler möglich gemacht haben, geändert worden sind oder geändert werden sollen.

Zur Erfüllung der staatlichen Aufgaben des Denkmalschutzes gibt es in allen Ländern Fachbehörden, die nach landeseinheitlichen Maßstäben die zur Erhaltung der Bau-, Kunst- und Bodendenkmäler aus fachlicher Sicht

notwendigen Forderungen formulieren und geltend machen. Die Formen der Mitwirkung dieser Fachämter und die rechtliche Bedeutung ihrer Stellungnahmen sind von Land zu Land unterschiedlich. In einigen Ländern können Entscheidungen der Denkmalschutz- und Bauaufsichtsbehörden nur im Einvernehmen mit dem Denkmalamt ergehen. In anderen Ländern kann das Einvernehmen durch die Entscheidung der übergeordneten Behörde ersetzt werden. In weiteren Ländern ist nur das Benehmen mit der Denkmalfachbehörde herzustellen, d. h. das Fachamt ist zu hören, aber die entscheidende Behörde kann von seiner Stellungnahme ohne weitere Formalitäten abweichen. Schließlich gibt es Länder, in denen auch die Herstellung des Benehmens im Denkmalschutzgesetz nicht vorgeschrieben ist. Damit ist den Belangen der Denkmalerhaltung das ihnen zukommende Gewicht genommen.

Bedenklich ist auch die vereinzelt eingeführte Aufgabenbeschränkung des Fachamtes auf Beratung, Erfassung, Erforschung sowie auf Restaurierungen und Grabungen, was praktisch einem Ausschluß der Denkmalfachbehörde von der Beteiligung an den Verwaltungsverfahren gleichkommt.

Das Nationalkomitee fordert, die Mitwirkung der Fachbehörden (Landesdenkmalämter) nicht einzuschränken bzw. wiederherzustellen. Die Denkmalfachbehörden sind bei allen Maßnahmen, die Denkmäler betreffen, rechtzeitig zu beteiligen; die Beachtung ihrer Stellungnahmen ist durch verfahrensrechtliche Regelungen sicherzustellen.

### II.

Gefahr für Denkmäler bringen auch die Änderungen der Verfahrensbestimmungen des Bauordnungsrechtes

mit sich, die in einigen Ländern unter Stichworten wie Deregulierung oder „schlanker Staat“ eingeführt worden sind oder bevorstehen.

Hier werden Vorhaben, die früher einer Baugenehmigung bedurften, unter bestimmten Voraussetzungen aus der Baugenehmigungspflicht herausgenommen. Das Nationalkomitee fühlt sich verpflichtet, darauf hinzuweisen, daß damit zugleich die Verzahnung von Denkmalschutz und Baurecht aufgehoben und der Denkmalschutz isoliert wird. Die Einhaltung des materiellen Rechtes obliegt danach dem Bauherrn und den für ihn handelnden Personen. So können nach dem neuen Verfahren Denkmäler und ihr Umfeld nur noch geschützt werden, wenn die Bauherren die erforderlichen Genehmigungsanträge stellen und wenn die zuständigen Unteren Denkmalschutzbehörden – auch personell – ausreichend ausgestattet werden.

Das Nationalkomitee fordert, den Änderungen im Baurecht und den damit verbundenen Aufgaben durch eine entsprechende Ausstattung der Denkmalschutzbehörden Rechnung zu tragen.

### III.

Gefährlich für die Denkmalerhaltung sind schließlich eine immer wieder erwogene Verminderung oder teilweise Abschaffung der im Einkommensteuergesetz (§§ 7 h, 7 i, 10 f, 10 g, 11 a, 11 b) enthaltenen Steuererleichterungen für Denkmalinstandsetzungen.

Nach wie vor bedürfen viele, oft jahrzehntelang vernachlässigte Denkmäler in den neuen, aber auch in den alten Ländern einer Instandsetzung, die von den Eigentümern allein nicht geleistet werden kann. Das Nationalkomitee hat wiederholt mit Nachdruck darauf hingewiesen, daß eine ausreichende finanzielle Unterstü-

zung der Denkmaleigentümer zum Ausgleich für die ihnen durch Gesetz auferlegten Erhaltungspflichten unerlässlich ist. Diese Unterstützung kann weder durch direkte Zuwendungen noch durch feste Zulagen (wie sie im Eigenheimbau üblich sind) erfolgen, sondern allein durch die Beibehaltung der Regelungen des Einkommensteuergesetzes. Im übrigen bewirken diese Bestimmungen nicht einen endgültigen Erlaß von Einkommensteuer, sondern nur eine Steuerstundung (vorgegenommene Absetzungsmöglichkeit). Die einer Steuerstundung folgenden (temporären) Steuerminder-einnahmen werden sogar, mindestens zum großen Teil, durch Steuermehr-einnahmen, die infolge der Investitionen anfallen (Umsatz-, Lohn-, Gewerbe-, Einkommen- und Körperschaftssteuer), rasch wieder ausgeglichen.

Das Nationalkomitee fordert, die Steuererleichterungen des Einkommensteuergesetzes für Denkmal-

eigentümer uneingeschränkt beizubehalten.

#### IV.

Das Nationalkomitee faßt zusammen:

- Denkmalschutz und Denkmalpflege haben bis heute hohe Investitionen ausgelöst. Sie erhalten und schaffen damit eine große Zahl von qualifizierten Arbeitsplätzen, nicht zuletzt im Mittelstand, die nicht durch staatliches Handeln gefährdet werden dürfen. Unter unveränderten Bedingungen wird dies auch in Zukunft so sein.
- Erhaltung und Instandsetzung historischer Substanz schonen Ressourcen. Sie sind insoweit auch Teil eines ökologischen Umbaus.
- Eine intakte Denkmallandschaft stärkt Standortqualität und belebt den Tourismus nachhaltig.

Dresden, den 29. November 1998

## Ausstellungen

### „Auf Schusters Rappen“ Römisches Schuhwerk

4. März bis 20. Juni 1999  
Badisches Landesmuseum  
Schloßplatz 12  
76131 Karlsruhe  
Täglich außer Montag 10–18 Uhr

Schuhe sind für uns heute ein alltägliches Kleidungsstück, so daß sie uns meist gar nicht mehr auffallen. Genauer ins Auge gefaßt werden sie hauptsächlich dann, wenn sie drücken oder eigentlich mal wieder gereinigt werden müßten. Wie vielfältig dieses Thema ist, zeigt die kleine Sonderausstellung. Fragen der Herstellung und Verwendung, des Handels und der mythologisch-kulturellen Bedeutung werden beleuchtet.

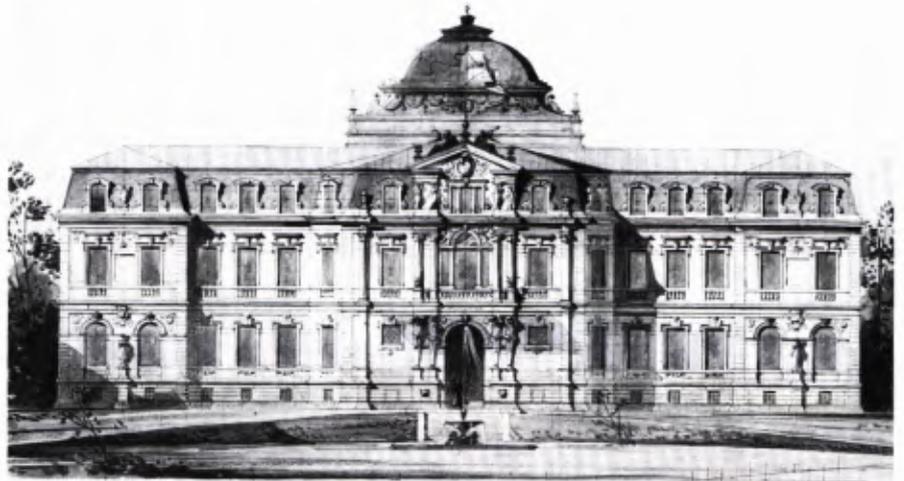
Im Mittelpunkt der Ausstellung steht eine repräsentative Auswahl römischer Lederschuhe aus dem bedeutenden Fundkomplex des Limeskastells Welzheim, der vom Landesdenkmalamt Baden-Württemberg in den 80er Jahren geborgen wurde. Diese Auswahl wird durch mehrere Funde von der Saalburg ergänzt. Zusätzlich werden Nachbildungen römischer Schuhe gezeigt. So sind in der Ausstellung auch Schuhe zu bestaunen, in denen der „legendäre Marsch“ (im Jahre 1985 durch M. Junkelmann) über die Alpen von Verona nach Augsburg durchgeführt wurde.

Die Ausstellung „Auf Schusters Rappen – Römisches Schuhwerk“ entstand in Zusammenarbeit mit dem Römermuseum Stettfeld, dem Badischen Landesmuseum Karlsruhe, dem Württembergischen Landesmuseum Stuttgart und dem Saalburgmuseum. Zur Ausstellung ist ein Begleitheft erhältlich.

### „Alte Bauten- Neue Pläne“ Historismus in Baden: Last und Chance

Landesgewerbeamt Karlsruhe  
Karl-Friedrich-Straße 17  
76133 Karlsruhe

23. April bis 6. Juni 1999  
Dienstag–Sonntag 11–18 Uhr  
(Pfingstmontag geschlossen)



Information:  
07 21 / 926–2201  
(Generallandesarchiv)  
07 21 / 926–4010  
(Landesgewerbeamt)

Wer auch immer schon einmal eine bauliche Umgestaltung an einem älteren Gebäude vorgenommen hat, weiß, wie schwer es fallen kann, die ursprünglichen Baupläne ausfindig zu machen. Was die nahezu 20.000 Pläne der Staatlichen Bauverwaltung anlangt, die im Generallandesarchiv Karlsruhe archiviert sind, so steht für sie seit kurzem als Ergebnis einer erstmals in dieser Intensität geleiteten Erschließungsarbeit eine Datenbank zur Verfügung, die diesen Bestand in vielfältigen Recherche-Kombinationen jedem Interessenten rasch und bequem verfügbar macht. Nicht allein der ästhetische Wert der Pläne gab den Anstoß zu einer Ausstellung: Der Quellenwert baugeschichtlicher Überlieferung allgemein nicht nur für die Forschung, sondern gerade auch für den praktischen Umgang mit historischer Bausubstanz soll sinnfällig thematisiert werden, ist doch den wenigsten Bauherren bewußt, daß der Rückgriff auf die authentischen Ausführungspläne das Wissen um ein Gebäude wesentlich erweitern und nicht selten bares Geld sparen kann. In den Blick genommen wird das öffentliche Bauwesen im Großherzogtum Baden ab der Mitte des 19. Jahrhunderts, das in zwischenzeitlich vielfältig geänderten Erscheinungsformen auf uns gekommen ist. Zerstörungen, anderweitige Veränderungen sowie angestrebte neue Nutzung stellten und stellen Bauherren, Planer und Genehmigungsbehörden vor große Herausforderun-

gen; der Umgang mit dem lange ungeliebten Historismus wird auch beim Publikum nicht selten kontrovers diskutiert. In der Ausstellung werden abgeschlossene und noch laufende Umgestaltungen durch öffentliche und private Auftraggeber dokumentiert und in ihrer Entstehung nachvollziehbar gemacht. Gezeigt werden selbstverständlich nicht nur Pläne, sondern auch Werkstücke, Modelle, Simulationen, Inneneinrichtungen u.a.m.

Als Mitveranstalter und Gastgeber konnte das Landesgewerbeamt Baden-Württemberg, Direktion Karlsruhe, gewonnen werden. Dem interdisziplinären Ansatz des Vorhabens entspricht die Mitarbeit des Landesdenkmalamtes, der Staatlichen Bauverwaltung, der Handwerkskammer, der Architektenkammer, des Sonderforschungsbereiches 315 der Universität Karlsruhe und des Instituts für Erhaltung von Archiv- und Bibliotheksgut Ludwigsburg. Die praktischen Aspekte bringt ein zusammen mit der Handwerkskammer Karlsruhe organisierter Workshop zur Anschauung, bei dem über die ganze Ausstellungszeit verteilt die Restaurierung von Sandstein, Stuck, Fensterverglasungen, Türen, Treppengeländern, Möbeln, Tapeten und Draperien vorgeführt wird.

Am 8. Mai 1999 findet ein Kolloquium mit Bauforschern, Denkmalpflegern, Stadtplanern und Architekten statt. Eine Publikation mit mehr als 20 Beiträgen wird die Ausstellung programmatisch begleiten und für Probleme der Forschung und Nutzung als Praxishilfe zur Verfügung stehen.

## „Archäologie und Naturschutz im Federseeemoor“

3. März bis 30. April 1999  
Pfahlbaummuseum  
88690 Uhlldingen-Mühlhofen  
Montag–Freitag 11–15 Uhr  
Samstag u. Sonntag 9–17 Uhr  
Und nach telefonischer Vereinbarung  
Informationen: Tel. 07 55 6/85 43

Die Wanderausstellung war im Herbst 1998 zunächst in Bad Buchau aus Anlaß des Tages des offenen Denkmals zu sehen, dieses Jahr dann im Januar und Februar im Museum Biberach.

Das Federseebecken ist eine archäologische Fundregion von europäischer Bedeutung. Um der Zerstörung dieser vorgeschichtlichen Siedlungen entgegenzuwirken und für Fauna und Flora die Lebensräume zu erhalten, wurden seit 1990 neue Konzepte zur Bildung der Naturschutzgebiete und Archäologischer Reservate entwickelt. Zusammen mit vielen anderen beteiligten Behörden gelang es bis heute, ca. 310 ha des Federseeemoors durch das Land zu erwerben, aus der landwirtschaftlichen Nutzung auszuzonen und somit für die archäologische Denkmalpflege und den Naturschutz zu sichern.

Die Ausstellung informiert über das Federseebecken und seine Bedeutung für die Archäologische Denkmalpflege und über die Ergebnisse der seit 1980 durchgeführten Rettungsgrabungen, an denen – seit letztem Jahr – auch das Pfahlbaummuseum mit einer Sondage in der „Wasserburg Buchau“ beteiligt ist.

Eine Ausstellung des Landesdenkmalamtes Baden-Württemberg in Zusammenarbeit mit dem Pfahlbaummuseum Unteruhldingen

## „Kalender im Holz“ Jahrringe – Zeugen der Zeit Arbeitsweise der Dendrochronologie

15.–29. April 1999  
Technisches Rathaus  
Marktplatz 1  
72250 Freudenstadt  
Während der üblichen Bürostunden

Diese Wanderausstellung wird nach Pforzheim, Nagold und Horb jetzt in Freudenstadt gezeigt. Die Ausstellung



ist der Arbeitsweise der Dendrochronologie samt ihren Grundlagen gewidmet. Die Anwendungsbeispiele stammen vorwiegend aus dem Nordschwarzwald: römische Brückenpfeiler, Holzeinbauten in mittelalterlichen, klösterlichen Fischerei- und Teichanlagen, Fachwerkhäuser und neuzeitliche Gebäude können jahrgenau datiert werden und können so entscheidende Hinweise für die Geschichte eines Gebäudes geben. Über diese für die Denkmalpflege wichtigen chronologischen Fragen hinaus wird die Vielfältigkeit der Jahringanalyse mit Schwerpunkten in der regionalen Forstwirtschaft und im weiteren Umfeld der Umwelt- und Klimafororschung (bis zum Himalaya!) vorgestellt.

## „Im Schatten des Münsters“ Geschichte eines Quartiers im Zentrum der Konstanzer Altstadt

20. März bis 30. Mai 1999  
Kulturzentrum am Münster  
Wessenbergstraße 43  
78462 Konstanz  
Dienstag–Freitag 10–18 Uhr  
Samstag u. Sonntag 10–17 Uhr  
Informationen: Tel. 07 531/90 09 00

Im Zentrum der Konstanzer Altstadt grenzt an den Münsterhügel das Quartier zwischen Katzgasse und der Wessenbergstraße. Die Aufnahme des gesamten Quartiers in das Landessanierungsprogramm war die Voraussetzung für die Sanierung der städtischen

Gebäude seit dem Jahre 1993 und für den Bau und die Eröffnung des Kulturzentrums am Münster im Mai 1998. Hier steht u.a. das ehemalige Haus der Geschlechterzunft zur Katz mit einer hier erstmals für Oberdeutschland bekannten Buckelquaderzone (Rustica) der Fassade nach dem Vorbild renaissancezeitlicher Palazzi in Italien.

Die Ausstellung zeigt die Ergebnisse der im Vorfeld durchgeführten archäologischen Ausgrabungen und der begleitenden baugeschichtlichen Analysen durch das Landesdenkmalamt Baden-Württemberg: Die Besiedlung geht in diesem Areal zurück bis in spätkeltische und frühromische Zeit, besonders zahlreich und bedeutend war die mittelalterliche Bebauung ganz in der Nähe der Bischofskirche.

Im Richtenalsaal des Kulturzentrums werden Gegenstände des mittelalterlichen und neuzeitlichen Alltags mit den schriftlichen Quellen – den Statuten und Inventaren der Zunft zur Katz – konfrontiert und beide Quellenarten zusammen lassen etwas vom Leben in jenen fernen Jahrhunderten erahnen.

Die noch vorhandenen Häuser des Quartiers, in ihrer teilweise modernen Überformung, die schriftlichen Quellen und nicht zuletzt das bei den Ausgrabungen geborgene umfangreiche archäologische Sachgut, bilden die Quellen und den Hintergrund für die Ausstellung und bieten ein lebendiges Bild dieses vornehmen Konstanzer Quartiers.

Ausstellung des Landesdenkmalamtes Baden-Württemberg und des Rosgartenmuseums Konstanz. Zur Ausstellung erscheint eine reich bebilderte Broschüre.

## „Menschen Mächte Märkte“ Schwaben vor 1000 Jahren und das Villingener Marktrecht

14. März bis 1. August 1999  
Franziskanermuseum  
Rietgasse 2  
78 002 Villingen  
Tel.: 07 721/ 82 2351  
Fax: 07 721/ 82 2357  
Dienstag–Samstag 10–12, 13–17 Uhr  
Sonn- und Feiertag 13–17 Uhr

Am 29. März 999 verlieh in Rom Kaiser Otto III. dem Grafen Berhold das

Markt-, Münz- und Zollrecht für seinen Ort Villingen. Dieses Privileg war Voraussetzung für die Stadtwerdung des bis dahin unbedeutenden Dorfes am Schwarzwaldrand. Das Marktrecht, das Berthold – Stammvater der Zähringer – aus Rom mitbrachte, war das erste derartige Privileg für einen weltlichen Machthaber im Reich.

Die Ausstellung bildet einen der Höhepunkte des Festjahres in Villingen. Es geht darum, das außergewöhnliche lokale Ereignis in seinem regionalen historischen Zusammenhang zu beleuchten. Das bedeutet, die Frühgeschichte Villingens wird eingebettet in die wirtschaftlichen, politischen, kirchlichen und kulturellen Verhältnisse des Herzogtums Schwaben, in dessen Zentrum damals Villingen lag und das um das Jahr 1000 das Elsaß und große Teile der heutigen Schweiz umfaßte und im Osten bis Augsburg und im Norden bis Esslingen reichte. Obwohl die archäologische Forschung erst allmählich mehr Licht in die „dunklen Zeiten“ der ottonischen Epoche zu bringen vermag, wird der Archäologie der Jahrtausendwende – besonders der Siedlungsforschung – in der Ausstellung relativ viel Raum gegeben. An ihren Ergebnissen läßt sich verdeutlichen, wie die agrarisch geprägte Gesellschaft des Frühmittelalters durch Handwerker- und Kaufleutesiedlungen in den wenigen urbanen Zentren, durch die Montanwirtschaft, aber auch durch Marktgründungen, auf dem flachen Lande in die einsetzende Urbanisierungsphase der Region einbezogen wird.

In der Ausstellung werden neben zahlreichen vom Landesdenkmalamt bereitgestellten Exponaten auch Fundkomplexe aus der Schweiz (Basel, Schaffhausen und Zürich), Straßburg und Augsburg zu sehen sein. Zur Ausstellung wird ein umfangreicher Aufsatz- und Katalogband herausgegeben.

Rechtzeitig zum Ausstellungsbeginn erschien Band 22 der „Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg“ von Bertram Jenisch „Die Entstehung der Stadt Villingen. Archäologische Zeugnisse und Quellenüberlieferung“. In diesem Buch werden die in Villingen seit 1978 durchgeführten zahlreichen archäologischen Rettungsgrabungen ausgewertet, und in einer archäolo-

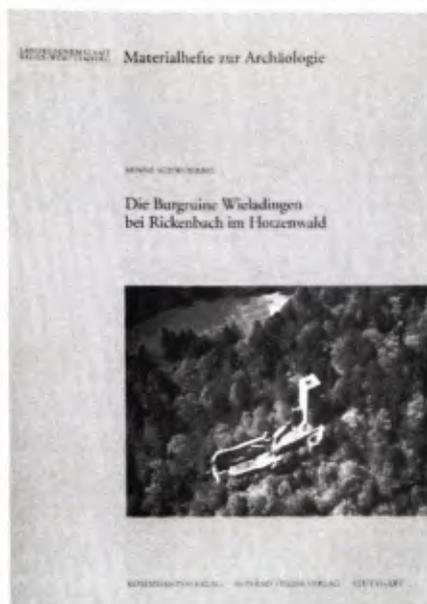
gisch-historischen Synthese wird die „Entstehung“ der Stadt Villingen beschrieben.

Der archäologisch interessierte Besucher dieser Ausstellung sollte im Franziskanermuseum aber nicht versäumen, die Neuaufstellung des berühmten hallstattzeitlichen Fürstengrabes „Magdalenenberg“ zu besichtigen. Die eindrucksvolle Grabkammer der Zentralbestattung im Hügel, die Funde aus den zahlreichen Nachbestattungen und die Ergebnisse der verschiedenen naturwissenschaftlichen Untersuchungen werden in dieser Neupräsentation attraktiv vorgestellt. Im großartigen „Magdalenenberg“, einem mächtigen eisenzeitlichen Großgrabhügel – wenige Kilometer südwestlich der Stadt gelegen – wurde 1890 eine erste Sondierung durchgeführt, wobei die große hölzerne Zentralkammer entdeckt wurde, die aber antik ausgegraben worden war. Zwischen 1970 und 1973 fand hier unter großer Beteiligung der Öffentlichkeit eine Nachuntersuchung statt, die die völlige Aufdeckung des Grabhügels und die Entdeckung von zahlreichen Nachbestattungen erbrachte. Die dendrologische Datierung der Holzkammer des Zentralgrabes liegt jetzt gesichert – nach einigen Diskussionen – bei 616 v. Chr. Über den „Magdalenenberg“ ist vor einigen Wochen die Neubearbeitung des Führers von K. Spindler erschienen: „Der Magdalenenberg bei Villingen. Ein Fürstengrabhügel des 7. vorchristlichen Jahrhunderts“ (Führer zu archäologischen Denkmälern in Baden-Württemberg, Heft 5, Konrad Theiss Verlag, Stuttgart 1999).

## Abbildungsnachweis

W. Sannwald, Burg und Schloß in Gomaringen, Gomaringen 1998: 28 Abb. 3;  
Generallandesarchiv Karlsruhe: 65;  
M. Grohe, Kirchentellinsfurt: 27;  
Institut für Ur- und Frühgeschichte und Archäologie des Mittelalters Tübingen: 22–25;  
Karlsruhe, Stadtplanungsamt: 48, 49;  
R. Lucke, Denzlingen: 44–47;  
H. Pfeifer, Wiesloch: 55;  
U. Plate, Karlsruhe: 49 Abb. 3, 50–52;  
Rosgarten-Museum, Konstanz: 66;  
H. Schmid, Weinstetter Hof: 43;  
S. Uhl, Warthausen: 34–37;  
P. Wichmann, Freiburg: 54;  
LDA, Freiburg: 53;  
LDA, Karlsruhe: Titelbild, 8–21, 56–58 (B. Hausner);  
LDA, Stuttgart: 3–6, 28 Abb. 2, 31–33 (B. Hübl);  
LDA, Tübingen: 29 Abb. 4, 30 Abb. 6–8 (M. Hell), 29 Abb. 5 (J. Feist).

# Veröffentlichungen des Landesdenkmalamtes Baden-Württemberg



## Die Burgruine Wieladingen bei Rickenbach im Hotzenwald

Von Aenne Schwoerbel.

Materialhefte zur Archäologie in Baden-Württemberg, Heft 47.  
149 Seiten mit 123 Abbildungen.  
Preis: 98,- DM. Kommissionsverlag Konrad Theiss Verlag, Stuttgart 1998.

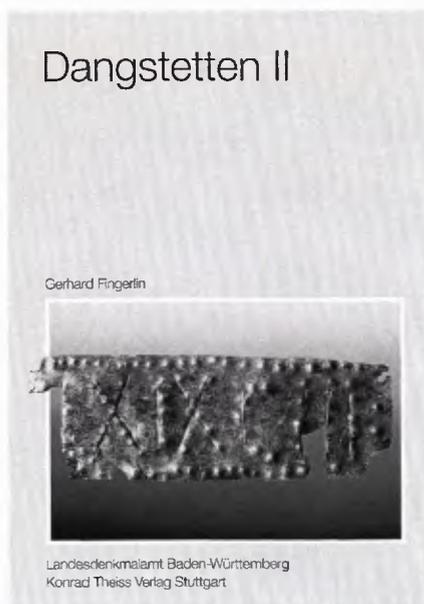
Die Burgruine Wieladingen liegt auf einem abgelegenen Bergsporn hoch über dem Murgtal in der Gemeinde Rickenbach (Kr. Waldshut) nordöstlich von Bad Säckingen.

Anfang des 13. Jhs. von einer niederadligen Vogtsfamilie des Stiftes Säckingen gegründet, wurde die Anlage gegen Ende des 13. Jhs. um die Unterburg erweitert. Bereits in der 2. Hälfte des 14. Jhs. wurde die Burg aufgegeben und bis ins 16. Jh. nur noch sporadisch genutzt. Seitdem verfiel die Anlage. Malerisch liegt die Ruine mit dem auch heute noch 25 m hohe Wehrturm einsam mitten im Wald- ein „Raubritternest“, wie die regionale Überlieferung romantisierend die Burg sah.

Anlaß zu archäologischen Sondagen, zur Instandsetzung und Sicherung der Ruine war im Jahre 1982 der Einsturz der Toranlage am Fuße des Bergfrieds. Einem örtlichen Förderkreis gelang in Zusammenarbeit mit dem Landesdenkmalamt die bauliche Sicherung der Anlage, die 1993 abgeschlossen werden konnte. Wesentlich für das Gelingen des Projektes war der große Arbeitseinsatz freiwilliger Helfer, wodurch die Sanierungskosten relativ niedrig gehalten werden konnten. Der Initiative dieses Förderkreises ist auch die archäologisch- historische Bearbeitung der Burg Wieladingen durch die Autorin zu verdanken.

Die Burganlage war keine Raubritterburg, sondern sie stellte den Versuch einer dies- und jenseits des Hochrheins begüterten niederadligen Familie dar, für ihre kleine Herrschaft einen zentralen Mittelpunkt zu errichten. In der genauen Auswertung der Baubefunde und der archäologischen Quellen sowie der schriftlichen Nachrichten über diese Adelsfamilie zeichnet die Autorin die Geschichte von Burg Wieladingen und deren Besitzer im 13. und 14. Jh. nach – von der Gründung der Anlage und der Ausbreitung dieses Ministerialengeschlechtes bis zu dessen Niedergang, Erlöschen und Versinken in der Anonymität.

Das Buch zu einer beispielhaften denkmalpflegerischen Initiative.



## Dangstetten II. Katalog der Funde. (Fundstellen 604–1358).

Von Gerhard Fingerlin.

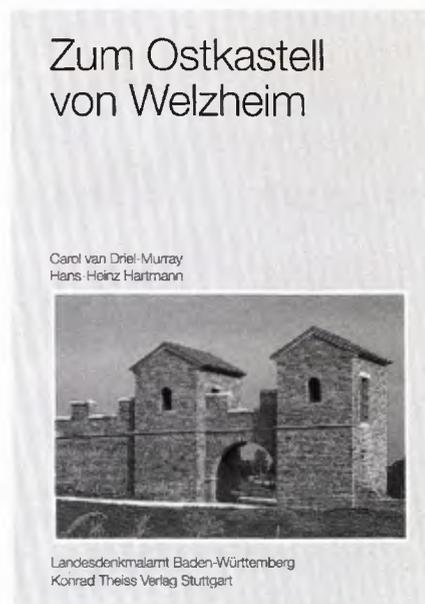
Forschungen und Berichte zur Vor- und Frühgeschichte in Baden-Württemberg, Band 69.  
193 Seiten, 207 ganzseitige Abbildungen und 12 Tafeln.  
Preis: 98,- DM. Kommissionsverlag Konrad Theiss Verlag, Stuttgart 1998.

Das frühromische Lager von Dangstetten am Hochrhein wurde 1967 von einem ehrenamtlichen Mitarbeiter im Abbaugelände eines Kieswerkes entdeckt, nachdem schon ein Teilbereich der Anlage zerstört worden war. Trotzdem ergab die mit Unterbrechungen mehr als zwei Jahrzehnte dauernde Ausgrabung fast der ganzen noch vorhandenen Lagerfläche wichtige Einblicke in die Struktur und Bauweise eines römischen Legionslagers und lieferte außerdem einen reichhaltigen, für Südwestdeutschland einzigartigen Fundbestand.

Im ursprünglich ca. 14 Hektar großen Legionslager waren Teileinheiten der 19. Legion – später im Jahre 9 n.Chr. in der „Schlacht im Teutoburger Wald“ untergegangen – sowie Spezialeinheiten stationiert, wie aus Ritzinschriften mit dem Namen dieser Legion und aus den Funden selbst geschlossen werden kann. Das Dangstetter Lager kann aus historisch-archäologischen Gründen in den Zeitraum zwischen 15 v.Chr. (Alpenfeldzug von Drusus und Tiberius) und 9. v.Chr. datiert werden.

Für eine nach Norden, gegen das Gebiet um die Obere Donau und das Neckarland operierende Truppe war der Platz auf der rechten Seite des Hochrheins vorzüglich gewählt. Er war leicht von den Alpenpässen aus Oberitalien zu erreichen, und auch über den Rhein als Wasserstraße konnte der Nachschub aus Gallien organisiert werden. Welche Operationen von hier aus durchgeführt wurden, ist allerdings (noch ?) nicht bekannt. Spätestens am Beginn des letzten vorchristlichen Jahrzehnts wurde das Lager aufgegeben.

Mit der Vorlage des zweiten Katalogbandes – Dangstetten I erschien 1986 – ist die Publikation der Funde aus diesen für die provinzialrömische Archäologie – wegen ihrer zeitlich sehr engen Datierung – außerordentlich wichtigen Ausgrabungen weitgehend abgeschlossen, die einen überraschenden Einblick in einen bis dahin unbekanntem Aspekt römischer Eroberungspolitik unter dem Kaiser Augustus kurz vor der Zeitenwende geben.



## Das Ostkastell von Welzheim, Rems-Murr-Kreis

Carol van Driel-Murray, Die römischen Lederfunde.  
Hans-Heinz Hartmann, Die Terra sigillata.

Forschungen und Berichte zur Vor- und Frühgeschichte in Baden-Württemberg, Band 42.  
157 Seiten mit 75 Abbildungen und 32 Tafeln.  
Preis: 92,- DM. Kommissionsverlag Konrad Theiss Verlag, Stuttgart 1999.

Das Ostkastell von Welzheim am obergermanischen Limes war 1976/77 und 1981 Schauplatz archäologischer Untersuchungen, die für die Limesforschung wichtige Ergebnisse erbrachten. Bereits 1983 konnte der erste Band „Flora und Fauna im Ostkastell von Welzheim“ über diese Ausgrabungen publiziert werden.

Im vorliegenden 2. Band der Grabungspublikation werden zwei wichtige Fundgruppen veröffentlicht: die Terra Sigillata und die Lederfunde. Die detaillierte Analyse der Terra Sigillata erlaubt es, die Anfänge der militärischen Besetzung von Welzheim in die Zeit um 130/ 140 n.Chr. zu datieren. Um 150 wurde die militärische Präsenz im Ostkastell ausgebaut, um 200 n.Chr. die Anlage wieder aufgegeben.

In diese Zeit – um 200 n.Chr. – datiert der außergewöhnliche Fund von über 270 römischen Schuheresten in Brunnen I des Ostkastells, in welchem sich die organischen Materialien im ständig durchfeuchteten Boden hervorragend erhalten hatten. Darunter sind viele ganz erhaltene, aber auch sehr stark abgenutzte und zerschlissene Schuhe, Sandalen, Pantoffeln und Sohlen, die in dem Brunnen „entsorgt“ wurden. Es ist dies der größte und umfassendste Fundkomplex von römerzeitlichen Schuhen in Süddeutschland! Ein Teil der Schuhe gehört zur normalen, zeitgemäßen römischen Kleidung und ist typisch römisch, wie genagelte Sohlen, Sandalen und luxuriöse Pantoffeln mit Korksohle. Ein anderer Teil der Funde stammt von nicht-römischen, bodenständigen Schuhformen, deren Träger „Einheimische“ waren.

Diese Funde geben Einblick in die Lederverarbeitung und Schuhproduktion in einem Kastellort an der römischen Reichsgrenze, zugleich läßt die historische Interpretation dieser Funde auch Rückschlüsse auf ihre Besitzer zu – einer Gruppe von Flüchtlingen, die hier in Welzheim Schutz gesucht hatten.

BEZUG DURCH DEN BUCHHANDEL

## Die Dienststellen des Landesdenkmalamtes

Das **Landesdenkmalamt** ist Landesoberbehörde für Denkmalschutz und Denkmalpflege mit Sitz in Stuttgart; die örtlich zuständigen Referate der Fachabteilungen Bau- und Kunstdenkmalpflege (I) und Archäologische Denkmalpflege (II) sind nach dem Zuständigkeitsbereich der Regierungspräsidien jeweils in Außenstellen zusammengefaßt.

Hauptaufgaben des Landesdenkmalamtes als Fachbehörde sind: Überwachung des Zustandes der Kulturdenkmale; fachkonservatorische Beratung der Denkmalschutzbehörden (Landratsämter; Untere Baurechtsbehörden; Regierungspräsidien; Wirtschaftsministerium), Beteiligung als Träger öffentlicher Belange und Planungsberatung zur Wahrung denkmalpflegerischer Belange insbesondere bei Ortsplanung und Sanierung; Beratung der Eigentümer von Kulturdenkmälern und Betreuung von Instandsetzungsmaßnahmen; Gewährung von Zuschüssen für Erhaltungsmaßnahmen; Bergung von Bodenfunden aus vor- und frühgeschichtlicher Zeit und dem Mittelalter, planmäßige Durchführung und Auswertung von archäologischen Ausgrabungen; wissenschaftliche Erarbeitung der Grundlagen der Denkmalpflege und Erforschung der vorhandenen Kulturdenkmale (Inventarisierung).

Alle Fragen in Sachen der Denkmalpflege und des Zuschußwesens sind entsprechend bei der für den jeweiligen Regierungsbezirk zuständigen Dienststelle des LDA vorzutragen.

### Landesdenkmalamt Baden-Württemberg

Amtsleitung, Verwaltung, Fachbereich IuK, Öffentlichkeitsarbeit:  
Mörikestraße 12; Technische Dienste, Inventarisierung: Mörikestraße 20  
70178 Stuttgart, Telefon (07 11) 16 94-9, Telefax (07 11) 16 94-513

#### Dienststelle Stuttgart (zuständig für den Regierungsbezirk Stuttgart)

##### Bau- und Kunstdenkmalpflege

Abteilungsleitung  
Mörikestraße 12  
70178 Stuttgart  
Telefon (07 11) 16 94-9  
Telefax (07 11) 16 94-513

Restaurierung  
Mörikestraße 12  
70178 Stuttgart  
Telefon (07 11) 6 64 93-15  
Telefax (07 11) 6 64 93-41

##### Archäologische Denkmalpflege

Abteilungsleitung  
Archäologische Zentralbibliothek  
Silberburgstraße 193  
70178 Stuttgart  
Telefon (07 11) 16 94-700  
Telefax (07 11) 16 94-707

Unterwasser-/Pfahlbauarchäologie  
Fischersteig 9  
78343 Gaienhofen-Hemmenhofen  
Telefon (07735) 30 01  
Telefax (07735) 16 50

#### Außenstelle Karlsruhe (zuständig für den Regierungsbezirk Karlsruhe)

##### Bau- und Kunstdenkmalpflege

Durmshheimer Straße 55  
76185 Karlsruhe  
Telefon (07 21) 50 08-0  
Telefax (07 21) 50 08-100

Archäologie des Mittelalters  
Durmshheimer Straße 55  
76185 Karlsruhe  
Telefon (07 21) 50 08-2 05  
Telefax (07 21) 50 08-1 00

##### Archäologische Denkmalpflege

Amalienstraße 36  
76133 Karlsruhe  
Telefon (07 21) 91 85-4 00  
Telefax (07 21) 91 85-4 10

#### Außenstelle Freiburg (zuständig für den Regierungsbezirk Freiburg)

##### Bau- und Kunstdenkmalpflege

Sternwaldstraße 14  
79102 Freiburg/Br.  
Telefon (07 61) 7 03 68-0  
Telefax (07 61) 7 03 68-44

Archäologie des Mittelalters  
Kirchzartener Straße 25  
79117 Freiburg/Br.  
Telefon (07 61) 6 79 96  
Telefax (07 61) 6 79 98

##### Archäologische Denkmalpflege

Marienstraße 10 a  
79098 Freiburg/Br.  
Telefon (07 61) 2 07 12-0  
Telefax (07 61) 2 07 12-11

#### Außenstelle Tübingen (zuständig für den Regierungsbezirk Tübingen)

##### Bau- und Kunstdenkmalpflege

Gartenstraße 79  
72074 Tübingen  
Telefon (07 071) 2 00-1  
Telefax (07 071) 2 00-26 00

##### Archäologische Denkmalpflege

Alexanderstraße 48  
72070 Tübingen  
Telefon (07 071) 9 13-0  
Telefax (07 071) 9 13-201